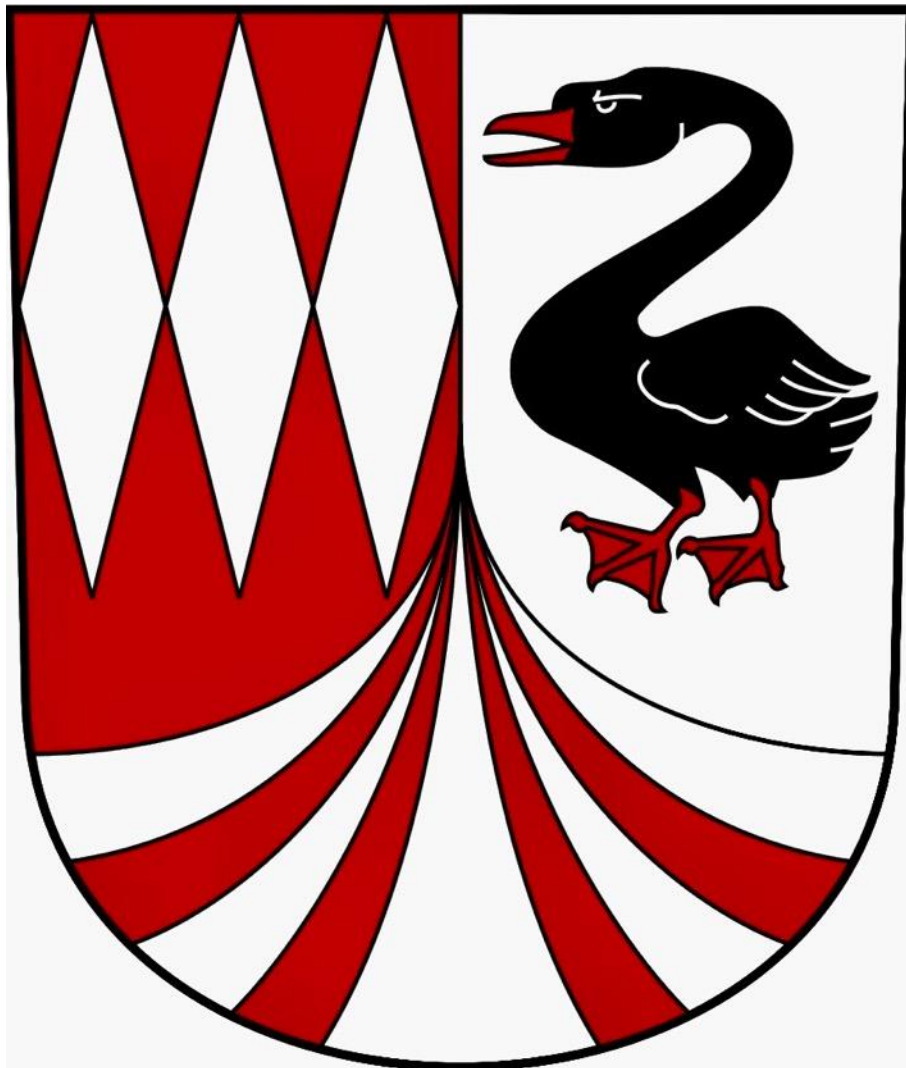


Endspiel in Lengwil



**Eine Kriminalgeschichte
von Andreas Giger**

Andreas Giger

**Endspiel
in
Lengwil**

Eine
Kriminalgeschichte

IMPRESSUM

Text und Bilder: Andreas Giger

Lay-out:

Druck:

©2021 by Gemeinde Lengwil

Titelbild: Wappen der fusionierten Gemeinde Lengwil

*Dieses Buch
ist den Liebhaberinnen
und Liebhabern
von Lengwil
aus nah und fern
gewidmet.*

*Diese Erzählung ist kein Tatsachenbericht.
Die darin vorkommenden Geschichten und Personen
sind (mit wenigen Ausnahmen) frei erfunden...*

Hilferuf

Katrin Neuer konnte, nachdem Oliver Vonlanthen nach einer ihr viel zu lang erscheinenden Wartezeit endlich ihren Anruf angenommen hatte, nur noch schluchzen: »Rosenheim-Cops«.

Oliver schaltete blitzschnell. Er erinnerte sich daran, dass Katrin und er dieses Begriffspaar als eine Art Code ausgemacht hatten, als sie ihm einige Folgen einer ihrer Lieblingskrimireihen im Fernsehen gezeigt hatte. Einen Code für den Fall, dass Kommunikation mal sehr schnell gehen müsste. Der Code hatte ihm eingeleuchtet, war doch schon nach dem Ansehen weniger Folgen der Rosenheim-Cops klar, dass dort ein Satz in jeder Folge vorkam: Wenn die Kommissariatssekretärin Miriam Stockl am Telefon von einem Leichenfund erfährt und danach die zuständigen Kommissare anruft, erklärt sie ihnen: »Es gabat a Leich!«. Was auf Bayrisch, so viel hatte auch der norddeutsch aufgewachsene Oliver Vonlanthen schnell gelernt, so viel hiess wie »Es gäbe eine Leiche!«

Mit einer so beruhigend wie möglich klingenden Stimme sagte Oliver: »Ach du Schande, du bist mal wieder über eine Leiche gestolpert. Wo bist du denn überhaupt?«

»Oh Mann!«, seufzte Katrin, »du hörst mir aber auch nie zu. Ich habe dir doch schon vor ein paar Tagen am Telefon erzählt, dass ich für eine Weile in Lengwil sein werde.«

»Entschuldigung, das muss ich wohl vergessen haben, weil mir dieser Ortsname ohnehin nichts sagt«, gab Oliver leicht genervt zurück.

Auch bei Katrin überlagerte eine Portion Ärger ihren anfänglichen Schock: »So ein Quatsch. Ich habe dir erklärt, dass Lengwil auf dem Seerücken im Kanton Thurgau liegt, in unmittelbarer Nähe des Bodensees und vor allem von Konstanz. Beides müsstest du eigentlich kennen.«

»Tut mir leid, das habe ich wohl wirklich vergessen«, gab sich Oliver zerknirscht. »Aber wir wollen uns doch jetzt wirklich nicht streiten. Es gab also in Lengwil einen Todesfall. Hast du wieder die Leiche entdeckt?«

»Nein«, ging Katrin auf das Friedensangebot ein, »aber ich habe die Tote gekannt. Ziemlich gut sogar. Deswegen bin ich auch so durcheinander.«

»War es denn Mord?«, hakte Oliver behutsam nach.

»Das steht noch nicht fest«, gab Katrin Auskunft. »Deswegen rufe ich an. Kannst du nicht kommen, um mich bei der Aufklärung dieses Todesfalls zu unterstützen? Möglichst bald?«

»Grundsätzlich schon«, beantwortete Oliver den Hilferuf, »auch wenn es mich schon stört, dass bei so vielen unserer Treffen immer eine Leiche mitspielt. Aber ich bin ohnehin gerade in Süddeutschland und hätte es nicht weit bis Konstanz. Dort könntest du mich ja abholen. Ich muss noch ein paar Sachen abklären und melde mich dann bald wieder.«

Nachdem Oliver aufgelegt hatte, vergegenwärtigte er sich kurz seiner Beziehung zu Katrin. Ihren Beziehungsstatus hätten wohl sowohl Katrin als auch er als kompliziert eingestuft. Kennengelernt hatten sich die beiden vor bald zwei Jahren zufällig beim Rauchen einer Zigarette draussen vor einem Hotel in Rümlang. Er, Oliver, der rund vierzigjährige Stadtsoziologe aus Berlin, war dort auf einer Reise zu einem Kongress im fernen Osten wegen eines nicht mehr lange gültigen Passes für ein paar Tage gestrandet.

Katrin dagegen, knapp zehn Jahre älter, war wegen eines Auftrags ein paar Tage in Rümlang zur Recherche. Der Aufenthalt dort wurde für beide zu einem intensiven Erlebnis. Erstens verbrachten sie dort einige ausgefüllte gemeinsame Tage und Nächte und verliebten sich ineinander, und zweitens stolperten sie früh über eine Leiche, die sich als Mordopfer erwies. Gemeinsam mit Ursula Müller von der Kantonspolizei Zürich, konnten sie den Mord aufklären und einen Beitrag zur Überführung des Täters leisten.

Drei Monate später war Katrin Neuer für einen neuen Auftrag, im thurgauischen Gachnang, wo sie wieder eine Leiche entdeckte. Sie bat Oliver Vonlanthen, nach Gachnang zu kommen. Gemeinsam fanden sie dort noch eine zweite Leiche, ehe sie dank ihres kriminalistischen Spürsinns ebenfalls mithelfen konnten, den Täter und dessen Motiv zu ermitteln.

Ein weiteres Mal begegneten sie sich leibhaftig im Spätsommer in einem sehr renommierten Hotel in Lech am Arlberg, wo es galt, einen Kunstdiebstahl aufzuklären. Und dann gab es noch gemeinsam gelöste Fälle im luzernischen Gisikon und im Zürcher Lindau.

So richtig ohne kriminalistische Begleiterscheinungen hatten sie sich im Laufe ihrer Beziehungsgeschichte noch nie für mehr als ein kurzes Wochenende getroffen. Und trotzdem war ihre Beziehung in dieser Zeit

gewachsen und gereift. Sie hatten beide herausgefunden, dass diese Beziehungsform ihre Bedürfnisse weitgehend abdeckte. Alle paar Wochen trafen sie sich für ein paar intensive Tage, und den Rest der Zeit genossen sie das Alleinsein, das beiden bei ihren beruflichen Tätigkeiten sehr zupass kam.

Seine Partnerin, Katrin Neuer, hatte sich in den letzten Jahren einen gewissen Ruf als Gemeindephilosophin erarbeitet. Wenn sie jemandem erklären sollte, woraus ihre Tätigkeit bestehe, dann fasste sie, wie sich Oliver gut erinnerte, so zusammen: »Ich halte einer Gemeinde einen Spiegel von aussen vor und ver helfe ihr damit zu einer bewussteren Identität. Das Endprodukt besteht jeweils aus einem kleinen Buch, das ich exklusiv für die jeweilige Gemeinde schreibe. Darin verwende ich keinen abgehobenen akademischen Jargon, sondern pflege bewusst eine verständliche Sprache. Es geht bei einer Gemeindephilosophie nicht um eine nüchterne, analytische Bestandsaufnahme oder Analyse. Vielmehr baue ich Geschichte und Geschichten ein, beschreibe Persönlichkeiten aus der Gemeinde und verwende sprachliche Symbole und Bilder.«

Das war natürlich ein ziemlicher Kontrast zu seiner, Olivers, Tätigkeit als Stadtsoziologe, zumal sich Katrin ganz auf kleine Gemeinden konzentrierte, während er es vorwiegend mit grossen bis riesigen städtischen Gebilden zu tun hatte. Doch sie hatten immer wieder eine Gesprächsbasis gefunden, so dass er langsam ein gewisses Verständnis für Katrins Faszination für kleine Dörfer und Gemeinden entwickelt hatte. Sicher würde sie ihm auch diesmal das eine oder andere Bemerkenswerte über dieses Dorf erzählen, in dem sie sich gerade aufhielt. Wie hiess es schon wieder? Noch einmal durfte er diesen Namen nicht vergessen, ohne dass sie ernsthaft sauer würde. Ach ja, Lengwil.

Nach kurzer Bedenkzeit rief er Katrin an und sagte zu, am nächsten Tag nach Konstanz zu fahren. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er noch, dass die Tote Nicoletta Jung hiess und eine österreichische Aktionskünstlerin gewesen war.

Ankunft

Katrin Neuer war froh über Olivers Zusage, zu ihr zu kommen. Nach dem plötzlichen Tod von Nicoletta Jung hatte sie sich unendlich leer und einsam gefühlt. Wenigstens die Einsamkeit würde jetzt bald gemildert werden. Sie empfand es als Liebesbeweis von Oliver, dass er die Mühen einer Auslandsreise zu Corona-Zeiten, wie Testpflicht und digitale Anmeldung, auf sich nahm, um ihr zur Seite zu stehen. Er hatte sich auch überzeugen lassen, dass es besser wäre, wenn ihn Katrin nicht in Konstanz abholen würde. Dies hätte doch auch für sie eine Auslandsreise bedeutet, sondern dass er dort selbst die S14 in Richtung Weinfelden nehmen würde, die ihn in elf oder zwölf Minuten direkt, also ohne Umsteigen, nach Lengwil fahren würde. Dort könnte sie ihn dann abholen.

Mittlerweile wusste sie natürlich, dass man vom Bahnhof Lengwil zu Fuss zur Haltestelle Lengwil, Dorf gehen konnte, von wo ein Bus nach Illighausen, Wilen fuhr. Von dort aus waren es nur noch ein paar hundert Meter zu Fuss bis zum Hof-Tschannen, wo sie zusammen mit Nicoletta Unterkunft gefunden hatte. Es hätte in ganz Lengwil nur noch eine andere Übernachtungsmöglichkeit gegeben, nämlich die «Seeherberge», eine sogenannte Boutique-Pension, die sich im Laufe ihrer kurzen Existenz bereits einen guten Ruf erworben hatte, jetzt jedoch coronabedingt geschlossen war.

Auch der Agrotourismusbetrieb Hof-Tschannen wollte eigentlich erst im April wiedereröffnen, doch dank guten Zuredens der Gemeinde Lengwil hatte sich die Gastgeberfamilie erweichen lassen, den beiden Frauen eine Unterkunft zu bieten. Nicoletta, die schon einige Tage vor Katrin angekommen war, hatte sich im Zimmer «Seeblick» einquartiert, von dem es auf der Homepage des Hofs-Tschannen hiess *In unserem nostalgischen Doppelzimmer werden Sie nicht nur an Grossmutterns Zeiten erinnert, sondern Sie haben auch einen schönen Blick auf den Bodensee.*

Zum Zimmer «Romantik», das Katrin bezogen hatte, hiess es an derselben Stelle *Das 2018 neu eingerichtete Zimmer verfügt über einen schönen Blick auf den Bodensee.* Sie hatte sich in dem rustikal wirkenden und mit viel Holz und nostalgischer Wäsche des Doppelbetts ausgestatteten Zimmer sofort

wohl gefühlt und freute sich jetzt darauf, es bald mit Oliver teilen zu können, wenngleich sie sich in ihrem gegenwärtigen Zustand nur schlecht vorstellen konnte, hier wirklich romantische Abenteuer mit ihm zu erleben. Aber der wirklich traumhafte Blick über den See würde auch ihm gefallen, dessen war sie sich sicher.

An diesem Märzabend wurde es immer noch ziemlich früh dunkel, und Katrin verlor sich in der hereinbrechenden Dämmerung über dem See, die mehr und mehr von einem aufstrahlenden Lichtermeer drüben am deutschen Ufer abgelöst wurde, von dem man von ihrem Standort aus eindeutig mehr sah als vom schweizerischen.

Die Restaurants waren immer noch geschlossen, so dass Katrin gar nicht erst in Versuchung geriet, ein solches zwecks Abendverpflegung aufzusuchen. Hunger verspürte sie ohnehin kaum, und von den Vorräten, die sie gemeinsam mit Nicoletta angehäuft hatte, gab es noch reichlich Brot und Käse. Das würde ihr vollkommen genügen. Vor allem aber war noch eine Flasche eines guten Rotweins übriggeblieben. Den konnte sie jetzt wirklich gut gebrauchen.

Nach dem zweiten Glas waren ihre Verzweiflung und ihre Trauer über den plötzlichen Verlust von Nicoletta so weit in einen dämpfenden Nebel in ihrem Kopf eingehüllt, dass sie daran gehen konnte, ihre Erinnerungen an Nicoletta und die gemeinsam verbrachte Zeit so weit zu ordnen, dass sie morgen Oliver davon berichten können würde.

Diese Mail von Nicoletta Jung war Anfang Jahr, also einige Wochen zuvor, gekommen:

Sehr geehrte Frau Neuer

Vor einiger Zeit ist mir eine Ihrer Gemeindefilosofie in die Hände gefallen. Ich war beeindruckt und habe mich über Sie im Netz kundig gemacht. Dabei bin ich noch auf andere Ihrer Arbeiten gestossen. Das hat mich darin bestärkt, Sie wegen einer Partnerschaft bei meinem neuen Projekt anzufragen.

Ich bin, wenn Sie so wollen, eine Aktionskünstlerin, das heisst, meine Werke sind nur temporär und damit vergänglich. Eines meiner Markenzeichen ist die Bevorzugung des freien Raums ausserhalb von Gebäuden. Und ein weiteres, dass ich am liebsten im ländlichen Raum arbeite, also ausserhalb

von Städten. Da haben wir einen ersten Berührungspunkt: Wie ich gelernt habe, sind die Kunden Ihrer Gemeindefilosofien ebenfalls vorwiegend kleinere Landgemeinden. Wie Sie bin ich der festen Überzeugung, dass auch auf dem Land sinnvolle Lebensräume zu finden sind, obwohl man, stellt man nur auf die Inhalte der grösseren Medien ab, manchmal den Eindruck bekommen muss, sinnvolles Leben gäbe es nur in der Stadt.

Sie dagegen glauben, wie ich, dass das Leben auf dem Land zwar weniger spektakulär sein mag als jenes in der Stadt, keineswegs aber weniger intensiv. Landleben, so unsere gemeinsame Überzeugung, ist alles andere als langweilig, sondern mindestens so interessant und spannend wie Stadtleben. Darauf baue ich meine künstlerischen Aktionen auf. Sie sollen ein Symbol dafür sein, dass auch in ländlichen Gemeinden eine Menge los sein kann.

Mein aktuelles Projekt ist eine Auftragsarbeit der Gemeinde Lengwil im Kanton Thurgau. Sie liegt, falls Sie das nicht auswendig wissen, auf dem Seerücken oberhalb des Bodensees. Da ich in einer kleinen Gemeinde etwas ausserhalb von Bregenz lebe und arbeite, und den Bodensee schon immer als verbindendes Glied zwischen den angrenzenden Ländern betrachte, freut mich diese Verbindung besonders.

Lengwil, so viel sei vorweggenommen, ist seit 1998 eine Gemeinde, die aus dem Zusammenschluss der beiden Gemeinden Oberhofen bei Kreuzlingen und Illighausen entstand und heute die vier Ortsteile Lengwil, Dettighofen, Oberhofen und Illighausen umfasst. Die verantwortlichen Gemeindebehörden finden, dass das Zusammenwachsen dieser Teile von Lengwil noch etwas gar stockend verläuft, dass es da noch Luft nach oben gibt. Ich würde es etwas anders formulieren: Das Potenzial dieses Zusammenschlusses ist spürbar, aber noch keineswegs vollumfänglich realisiert.

Und genau darum soll es in meiner Aktion gehen. Ich möchte dieses Potenzial zeigen und damit einen Attraktor dafür liefern, dieses Potenzial noch besser zu realisieren. Wie genau das aussehen könnte, weiss ich noch nicht. Ich weiss nur, dass Sie mir bei der Entwicklung der Aktion wertvolle Impulse geben könnten. Wären Sie dazu grundsätzlich bereit?

Falls ja, was ich natürlich sehr hoffe, lassen Sie es mich bitte wissen. Dann können wir ausgiebig telefonieren. Brauchen Sie dazu ein Bild wie bei Skype

oder Zoom? Ich bevorzuge, wenn ich ehrlich bin, das gute, alte Telefon, wo man von keinem Bild abgelenkt wird...

Ich sende hoffnungsvolle Grüsse vom Bodensee hinauf ins Appenzellerland und freue mich darauf, bald von Ihnen zu hören: Nicoletta Jung.

Katrin Neuer hatte von Nicoletta Jung noch nie gehört, fand aber, Google sei Dank, rasch heraus, dass sich diese mit ihren Lichtinstallationen im Freien bereits einen Namen gemacht und sogar mehrere Förderungspreise erhalten hatte. Das Porträtbild auf ihrer Homepage zeigte eine junge Frau von Anfang Dreissig, die nicht nur sympathisch wirkte, sondern eine ausgesprochene Schönheit war. Katrin hätte altersmässig fast ihre Mutter sein können, doch das störte sie nicht. Sie arbeitete gerne mit jüngeren Menschen zusammen. Es half ihr dabei, selber nicht einzurosten, sondern immer wieder andere Themen und Perspektiven zu entdecken.

Nachdem sie auch Lengwil ausgiebig gegoogelt hatte, beantwortete sie die Mail:

Liebe Frau Jung

Ihre Anfrage ehrt und freut mich. Obwohl ich zugeben muss, dass ich bis anhin nichts von Ihnen wusste, empfinde ich nach ersten Recherchen Respekt und Bewunderung für Sie und Ihre künstlerische Tätigkeit. Wenn wir unsere Potenziale zusammenlegen und zusammenführen, könnte daraus durchaus etwas Spannendes und Erfreuliches entstehen.

Zugeben muss ich ebenso, dass Ihre Vermutung, ich könnte noch nie etwas von Lengwil gehört haben, richtig war. Nachdem ich gelernt habe, wo diese Gemeinde liegt, reizt mich diese Gegend durchaus. Ich träume schon eine ganze Weile davon, für eine Gemeinde am Bodensee tätig zu werden, weil mich dieser als verbindendes Glied verschiedener Gegenden, ja Länder, immer fasziniert hat. Und weil ich mich darüber freue, dass nach den unglückseligen, durch die beiden grossen Kriege des 20. Jahrhunderts verursachten, Trennungen dieser Gegend endlich wieder zusammenwächst, was zusammengehört. Lengwil, so viel weiss ich inzwischen, hat keinen direkten Seeanstoss, wohl aber offenbar einen prächtigen Blick von oben auf den See. Deswegen reizt mich die Idee einer Zusammenarbeit mit Ihnen umso mehr.

Was Sie über noch nicht ausgeschöpfte Potenziale des Zusammenschlusses von vier Dörfern, beziehungsweise zwei Gemeinden, geschrieben haben,

spricht mich ebenfalls an. Ich habe ähnliche Situationen schon in anderen Gemeinden erlebt. Es ist nicht ganz einfach, solche Potenziale auszuschöpfen, aber es lohnt sich.

Besonders spannend finde ich, dass diese Thematik durch das Wappen der neuen Gemeinde symbolisiert wird. Ich bin keine Künstlerin, aber einen Sinn für Symbole habe ich schon. Und den haben offenbar auch die für das Wappen Verantwortlichen in Lengwil. Die Beschreibung des Wappens hat mich angesprochen:

«Das Wappen von Lengwil setzt sich zusammen aus den Wappen der ehemaligen Ortsgemeinden Oberhofen und Illighausen. Die drei Rauten symbolisieren die Ortschaften Oberhofen, Lengwil und Dettighofen der ehemaligen Ortsgemeinde Oberhofen. Der schwarze Schwan stammt aus dem ausgestorbenen Geschlecht der Illighauser in Konstanz. Die Schweife symbolisieren die Zusammenführung der zwei ehemaligen Ortsgemeinden zur Gemeinde Lengwil.»

Daraus könnte man, ohne Ihren Überlegungen vorgreifen zu wollen, sicher etwas machen. Deshalb: Ja, ich würde gerne mit Ihnen darüber telefonieren. Und ich freue mich, dass Sie meine Skepsis gegenüber durch Bildelemente aufgemotzte Ferngespräche teilen. Das Bild kommt dann ganz natürlich hinzu, wenn wir uns vor Ort treffen, was hoffentlich trotz Corona bald möglich sein wird.

Sie können mich also morgen gerne anrufen. Ab zehn Uhr vormittags bin ich dafür ausreichend wach, Sie können ab dann eine Zeit Ihrer Wahl wählen.

Ich freue mich auf unsere hoffentlich entstehende Zusammenarbeit und grüsse Sie herzlich: Katrin Neuer

P.S. Eine Frage muss ich als Freischaffende noch stellen: Müsste ich meinen Beitrag gegen Gottes Lohn leisten, oder gibt es Aussichten auf Erstattung eines Honorars samt Spesen?

Die Mail-Antwort liess nicht lange auf sich warten:

Liebe Frau Neuer

Ich freue mich über Ihre grundsätzliche Bereitschaft zu einer Zusammenarbeit, die Sie natürlich nicht gegen Gottes Lohn einbringen müssen. Die Gemeinde Lengwil finanziert den Grundbedarf des Projekts, während einige Stiftungen, mit denen ich in Kontakt bin, ebenso kurz davor

sind, zusätzliche Beiträge daran zu sprechen. Der Entscheidungsprozess wird noch eine Weile dauern, aber ich bin zuversichtlich, dass genügend Mittel zusammenkommen werden, um nicht nur den Sachaufwand für das Projekt, sondern auch meine und Ihre Aufwendungen zu finanzieren.

Ihre Faszination für die Idee hinter dem neuen Gemeindewappen teile ich übrigens. Darauf lässt sich aufbauen.

Da auch ich kein Morgenmensch bin, rufe ich Sie morgen um elf Uhr an. Machen Sie's bis dahin gut und seien Sie herzlich gegrüsst: Nicoletta Jung

Das Telefongespräch am nächsten Tag verlief ebenso anregend wie herzlich. Die beiden Frauen einigten sich darauf, dass sie sich möglichst bald in Lengwil treffen wollten, sobald die Finanzierung des Projekts gesichert sei.

Nach ein paar Wochen war es soweit. Die Gemeinde Lengwil hatte die Betreiber des Hofs-Tschannen dazu gebracht, zwei ihrer Zimmer vorzeitig zu öffnen und sie den beiden Frauen zur Verfügung zu stellen. Nicoletta Jung reiste ein paar Tage früher an, um ganz in die Gemeinde einzutauchen, während Katrin Neuer erst noch eine angefangene Arbeit abschliessen musste, ehe auch sie losfahren konnte.

Von ihrer Appenzeller Wohngemeinde fuhr sie mit dem Postauto nach Heiden und von dort mit der Bergbahn nach Rorschach. Ein halbwegs schneller Zug brachte sie nach Weinfelden, wo sie die S-Bahn bestieg, die sie bis zur Haltestelle Lengwil brachte. Dort wollte Nicoletta Jung sie mit ihrem Wagen abholen.

In einer elegant geschwungenen Kurve führte die Bahnstrecke zur Haltestelle Lengwil, an welcher der Zug nur «auf Verlangen» hielt. Sie packte ihre Reisetasche unter den Arm und stieg aus, als in diesem Moment einzige Passagierin.



Station Lengwil, Halt auf Verlangen

Bunker

Weil auch auf dem Perron nur eine einzige Person stand, erkannten sich die beiden Frauen sofort. Nicoletta Jung fragte Katrin Neuer, ob sie eine gute Reise gehabt habe, was diese bejahte und hinzufügte, die Schweiz sei in Sachen öffentlicher Verkehr wirklich ein Paradies. Man käme von jedem Provinznest in jedes andere, auch wenn das, wie eben in ihrem Fall, mehrmaliges Umsteigen bedeute. Doch da es überall schlanke Anschlüsse gegeben habe, sei dies kein Problem gewesen.

Auf die Frage von Nicoletta Jung, warum sie auf die Idee gekommen sei, dass Lengwil ein Provinznest sei, antwortete Katrin Neuer lachend, Provinz sei für sie jeder Ort an einer Bahn- oder Postautolinie, an dem nur auf Verlangen von Ein- oder Aussteigewilligen gehalten werde. Nicoletta nahm den fröhlichen Grundton auf und meinte, dieses seltsame «auf Verlangen» sei ihr als Spezialität des schweizerischen Deutschs auch schon aufgefallen. Verlangen sei für sie ein drängender Antrieb, etwa nach einem anderen Körper oder auch nur nach einem Stück Kuchen, aber jedenfalls nicht nach dem Halt eines Zuges.

Nach diesem Vorgeplänkel nahm Katrin ihr Gegenüber in näheren Augenschein. Das Bild im Netz hatte nicht gelogen: Nicoletta Jung war eine ausgesprochene Schönheit, schlank und hochgewachsen von Gestalt. Ihr leicht südländisch anmutendes Gesicht wurde von langem, schwarzem Haar umrahmt.

Nicoletta bemerkte die Blicke und die dahinterliegende Frage und beantwortete diese gleich: »Meine Mutter ist Griechin, mein Vater Österreicher.«

»Das war in dem Fall eine ausgesprochen gute Kombination«, fand Katrin. »Dasselbe erhoffe ich mir von der Kombination aus uns. Frage: Wollen wir diese nicht erleichtern, indem wir uns du sagen? Als deutlich Ältere von uns beiden darf ich das vorschlagen.«

»Kein Problem«, gab Nicoletta zurück, »ich hätte das irgendwann sicher auch empfohlen. Also, ich bin Nicoletta.«

»Und ich Katrin.«

»Da trifft es sich ja gut«, lachte Nicoletta, »dass ich etwas zum Begiessen mitgebracht habe, nämlich zwei Sekt-Piccolos. Oder magst du so etwas nicht?«

»Doch, doch«, beeilte sich Katrin zu versichern. »Es ist für meine Verhältnisse nur noch etwas früh am Tag. Aber heute ist ein so prächtiger Vorfrühlingstag, und wir haben uns gerade kennengelernt. Das sind schon gute Gründe für eine kleine Feier.«

»Keine Bange«, schmunzelte Nicoletta, »wir müssen den Sekt nicht auf leeren Magen trinken. Ich habe auch etwas zu essen dabei. Ich hätte dich ja gerne zum Mittagessen in eines der hiesigen Restaurants eingeladen, die alle gut sein sollen. Aber leider sind sie wegen Corona immer noch geschlossen. So müssen wir uns halt mit einem Picknick begnügen. Ich kann dir versichern, dass die Zutaten dafür alle aus bestem Hause sind, nämlich vom Hof-Tschannen. Die Gastgeberin dort hat heute beim Frühstück darauf bestanden, dass ich mir einen ganzen Korb vom Übriggebliebenen einpacke, damit ich etwas auf die Rippen bekomme und nicht vom Fleische falle.«

»Das verstehe ich in deinem Fall sogar«, meinte Katrin, »während diese Gefahr bei mir sicher nicht besteht. Schliesslich habe ich etliche Pfund zu viel auf den Rippen.«

»Ach was«, gab Nicoletta zurück, »du bist genau richtig. Und deshalb werden wir es uns schmecken lassen.«

»Wie sieht denn dein Programm aus?«, wollte Katrin vorher noch wissen.

»Ich schlage vor, dass wir uns erst unserem Picknick widmen. Dann fahre ich dich zum Hof-Tschannen, wo du dein Zimmer beziehen kannst. Danach machen wir eine erste kleine Rundfahrt durch alle Dörfer von Lengwil, damit du einen ersten Eindruck bekommst.«

Katrin sah sich suchend um und stellte fest, dass nur ein einziges Auto auf dem Parkplatz stand, bei dem es sich unverkennbar um ein Elektroauto handelte. Nicoletta registrierte Katrins Blick und sagte: »Ja, das ist das Auto, mit dem wir rumfahren werden. Und bevor du mich jetzt fragst, ob ich als Künstlerin so gut verdiene, dass ich mir dieses nicht ganz billige Gefährt leisten kann: Nein. Aber unter den Sponsoren meines Projekts ist eine Firma, die Elektroautos importiert, und sie hat mir dieses als Sachsponsor für die Dauer meines Aufenthalts hier zur Verfügung

gestellt. Das wäre übrigens nicht mal nötig gewesen, weil es hier am Bahnhof Lengwil ein Carsharing-Angebot mit einem Elektroauto gibt.«

»Braucht man denn hier überhaupt ein Auto?«, wollte Katrin wissen. »Ich komme seit Jahren ganz gut ohne aus, auch wenn ich auf dem Land lebe.«

»Theoretisch ginge es auch ohne«, antwortete Nicoletta. »Man könnte auch alles zu Fuss gehen, und jede Stunde verbindet ein Bus, ein Postauto, wie ihr sagt, die einzelnen Ortsteile. Praktischer aber ist ein Auto natürlich schon, zumal, wenn wir auch noch Gepäck haben wie deine Reisetasche. Und die Distanzen zwischen den einzelnen Ortsteilen sind schon beträchtlich. Aber bevor wir jetzt das Auto besteigen, zeige ich dir etwas, was für mich unbedingt zu Lengwil gehört.«

Sie führte Katrin zu einer kleinen, leicht erhöht liegenden Plattform direkt neben der Bahnstation, wo eine Schautafel Auskunft gab. In grosser, weisser Schrift auf knallrotem Grund stand, worum es geht: *gedeckt, getarnt, gekappt – ein Bunker des Festungsgürtels Kreuzlingen*. Darunter gab es eine Karte der Gegend südlich von Kreuzlingen, auf der sich eine Kette von roten Punkten dicht aneinanderreihete. Neugierig geworden las Katrin den dazugehörigen Text unter dem Titel »Bollwerk gegen den Feind«: *Die Schweizer Armee errichtete kurz vor dem Zweiten Weltkrieg im Raum Kreuzlingen den sogenannten Festungs- oder Werkgürtel, um die Landesgrenze gegen einen deutschen Vorstoss zu verteidigen. Ab 1937 wurden von Triboltingen über den Seerücken bis nach Bottighofen auf einer Distanz von 11,5 km über 80 Bunker gebaut. Diese waren mit Maschinengewehren und Panzerabwehrkanonen ausgerüstet.*

Nach einigen weiteren technischen Informationen folgte eine Textpassage, die Katrin besonders interessant fand: *Die damalige Strategie wurde im Befehl 4 von General Henri Guisan vom 14. Mai 1940 klar kommuniziert: »An der Grenze und zwischen Grenze und Armeestellung verzögern die Grenz- und Vortruppen den Vorstoss des Gegners nachhaltig. Die Besatzungen der an der Grenze und zwischen Grenze und Abwehrfront gelegenen Werke und Stände leisten bis zur letzten Patrone Widerstand, auch wenn sie umgangen und vollständig auf sich allein gestellt sind.*

Befremdet von so viel militärischen Pathos las Katrin weiter und erfuhr, dass einer dieser Bunker im Zuge einer Verlegung des Bahngleises teilweise

hätte abgerissen werden müssen. Nicoletta wies sie darauf hin, dass direkt vor der Plattform, auf der sie standen, tatsächlich Mauerreste aus dem Erdreich ragten, die wegen ihrer Bemalung mit Tarnfarben unschwer als Teil eines früheren Bunkers erkennbar waren. Dann fügte sie hinzu: »Unweit von hier, etwa in 200 Metern Luftlinie Distanz, steht direkt am Bahndamm ein noch vollständig erhaltener Bunker. Ich schlage vor, dass wir zu Fuss dahin gehen, damit du das sehen kannst. Zudem gibt es dort eine Ruhebänk, wo wir gemütlich unser Picknick verzehren können.«

Kurze Zeit später konnte Katrin das Bauwerk bewundern.



Bunker am Bahndamm unweit der Station Lengwil

Nachdem sie sich Speis und Trank gütlich geteilt hatten, nahm Katrin den Faden auf: »Sag mal, wenn du nach Lengwil kommst, zudem auch noch als Ausländerin, und siehst als erstes diese Symbole von Abwehr und Abschottung, hast du dann nicht das Gefühl, man wolle dich eigentlich gar nicht? Anders gefragt: Sind die Einheimischen von Lengwil tatsächlich so abwehrend und abschottend, wie man es aufgrund dieses ersten Eindruck vermuten könnte?«

Nicoletta lachte und meinte dann: »Ich verstehe, was du meinst. Aber ich kann dich beruhigen. Die Menschen von Lengwil sind, jedenfalls so weit, wie ich das bisher erleben durfte, durchaus offen und neugierig auf die Welt, die

von aussen kommt. Aber interessant finde ich diese Bauwerke als Ausdruck einer vergangenen Mentalität schon.«

»Tja, die Schweiz als Igel«, sinnierte Katrin. »Ganz vergangen scheint mir dieses Selbstbild noch nicht, auch wenn es damals sicher viel stärker ausgeprägt war als heute. Wobei «damals» relativ zu verstehen ist. Ich habe doch gerade auf den Informationstafeln gelesen, dass dieser ganze Festungsgürtel bis zum Ende des Kalten Kriegs 1989 sorgsam gepflegt und modernisiert wurde, und dass erst mit der Armereform von 1995 die Bunker militärisch nicht mehr genutzt und schliesslich ausgemustert wurden.«

»Stimmt«, meint Nicoletta, »die Bunkermentalität war in der Schweiz offenbar noch lange verbreitet. Wie erklärst du dir das?«

»Ganz einfach«, erklärte Katrin, »sie war nie einem praktischen Test ausgesetzt. Mit einer Mischung aus Bauernschläue, Skrupellosigkeit und schierem Glück wurde die Schweiz bekanntlich von beiden Weltkriegen verschont. Und so mussten die Herren vom Militär nie beweisen, dass die Abwehrkraft ihrer Soldaten und Geschütze wirklich ausgereicht hätte, um einen angreifenden Gegner, seien es nun die Deutschen oder die Russen, zurückzuschlagen. Sie waren dazu verknurrt, die Tauglichkeit ihrer Massnahmen ausschliesslich in Form von Sandkastenspielen belegen zu können. Ich glaube, dass so mancher Militärkopf das durchaus bedauert hat.«

»Aber das wäre doch pervers!«, entrüstete sich Nicoletta. »Wie kann man es bedauern, nicht in einen echten Krieg verwickelt zu sein?«

»Du hast ja so recht«, seufzte Katrin. »Männer und ihre Spielzeuge, das ist manchmal wirklich nur schwer zu begreifen. Ich war mir auch eine ganze Zeit lang unsicher, wie ich es finden soll, dass bis heute viel Herzblut und Geld in den Erhalt solcher Bunker wie dem hier gesteckt wird. Heute finde ich, dass es sich lohnt, um die Erinnerung an Zeiten wachzuhalten, die eben auch zur Geschichte der Schweiz gehören.«

»Was hat deinen Meinungswandel herbeigeführt?«, wollte Nicoletta wissen.

»Ich durfte vor ein paar Jahren eine ganze Bergfestung besichtigen, gar nicht so weit von hier entfernt übrigens. Und ich hätte nie geglaubt, wenn

ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, was damals für ein Aufwand betrieben wurde, um zwei Geschütze in den Berg zu graben und draussen zu tarnen. Alles vom Feinsten, sage ich dir. Ob das im Ernstfall wirklich getaugt hätte, den bösen Feind abzuwehren, darf bezweifelt werden. Aber, wie gesagt, ich finde es gut, wenn die Erinnerung an diese Irrungen und Wirrungen gepflegt wird. Könnte helfen, sie nicht zu wiederholen.«

»Mag sein«, bestätigte Nicoletta. »Die Schweiz ist wegen ihrer Geschichte da offenbar ein eigenes Völkchen. Aber, noch einmal, ich kann dich beruhigen: Bloss, weil in Lengwil Bunker gepflegt werden, ist Lengwil noch lange nicht selbst ein Bunker. Sondern ein gastfreundlicher Ort. Das werde ich dir gleich beweisen, wenn wir jetzt zu unserem Bauernhof mit Agrotourismus fahren.«

Aus Hochebene aufragend

Ihre Gastgeberin vom Hof-Tschannen empfing die beiden Frauen herzlich. Sie zeigte Katrin ihr Zimmer und kündigte dann an, sie wolle ihre Gäste gern zum Abendessen einladen, weil doch kein Restaurant geöffnet sei. Sie würde nichts extra kochen, sondern einfach etwas mehr vom für die Familie vorgesehenen Menü. Leider könne sie die beiden nicht an den Familientisch einladen, weil sonst die Höchstzahl für innerhäusliche Treffen überschritten würde, aber es gäbe einen separaten kleinen Raum für ungestörtes Essen und ebensolche Unterhaltung.

Nicoletta und Katrin nahmen die Einladung gerne an. Dann fuhren sie los. Die mit Lengwil schon etwas vertrautere Nicoletta wollte ihrer künftigen Mitdenkerin Katrin so einen ersten Eindruck von der Gemeinde vermitteln. Katrin lernte bei dieser Besichtigungsfahrt, die immer wieder für einen kurzen Halt unterbrochen wurde, nicht nur die vier Ortsteile von Lengwil kennen, also neben dem namensgebenden Ortsteil Lengwil auch Dettighofen, Oberhofen und Illighausen, sondern auch ausserhalb der Ortskerne liegende interessante Örtlichkeiten wie den Emmerzerweiher, den Lochmüliweiher, den Ekkharthof oder Schloss Liebburg.

Zurück auf dem Hof beschlossen die beiden, die schon beträchtliche Kraft der spätnachmittäglichen Sonne zu nutzen, um noch ein Stündchen oder so einen ersten intensiven Meinungsaustausch zu pflegen. Sitzgelegenheiten gab es genug, und Nicoletta hatte ausreichende Vorräte an Wein aus der Bodenseegegend eingepackt, um jetzt ein zweites Mal auf ihre Begegnung anstossen zu können.

Nicoletta kam gleich zur Sache: »Also, was ist jetzt dein erster Eindruck von Lengwil?«

»Dazu kann ich noch nicht viel sagen«, antwortete Katrin zögerlich. »Mir fehlen einfach noch die Gespräche mit Einheimischen. Erst danach versuche ich üblicherweise meine Eindrücke zu ordnen.«

»Diesmal ist aber nicht üblicherweise«, gab Nicoletta zurück. »Ich habe durchaus schon etliche Gespräche mit Einheimischen geführt. Weisst du was, mir ist eben aufgefallen, dass das Wort Einheimische für beide Geschlechter gilt. Es braucht also keine Auseinandersetzung über

Genderstern oder so. Ist doch in diesen Zeiten, in denen so heftig über eine geschlechtergerechte Sprache gestritten wird, ein echter Vorteil.«

»Stimmt«, lachte Katrin. »Aber zurück zu den Gesprächen mit ihnen. Ja, ich muss zugeben, dass es mir nicht ganz leichtfällt, dir diese Rolle zu überlassen.«

»Muss ja nicht für immer sein«, meinte Nicoletta versöhnlich. »Aber im Moment interessiert mich wirklich am meisten dein spontaner Eindruck von dem, was du gesehen hast. Also eine visuelle Wahrnehmung und deine Assoziationen dazu.«

Katrin überlegte einen Moment und sagte dann: »Gut. Worauf ich immer achte, wenn ich eine neue Gemeinde kennenlerne, ist die Landschaft, in die sie eingebettet ist. Und da habe ich heute etwas entdeckt, was ich so noch nicht kannte: die Hochebene.«

»Interessant«, fand Nicoletta, »das geht mir genauso. Da wo ich üblicherweise lebe, rollen die Hügel, da gibt es kaum eine grössere ebene Fläche. Hier dagegen erstreckt sich diese Fläche eben, soweit das Auge reicht.«

»Genau«, bestätigte Katrin. »Auch mein Appenzellerland ist eine chaotische Hügellandschaft ohne grössere Ebenen, weshalb der Kontrast dazu hier besonders auffällig ist. Wobei diese Ebene zusätzlich einen speziellen Charakter hat, weil sie erhöht ist, weil sie also wirklich eine Hochebene ist.«

»Wessen man sich ständig versichern kann, wenn man runter zum Bodensee schaut«, nahm Nicoletta den Faden auf und machte eine entsprechende Zeigebewegung mit ihrem Arm. »In Richtung Süden dagegen kann man nur ahnen, dass der Seerücken, auf dem wir uns befinden, zum Thurtal abfällt. Man sieht nur die Bergkulisse dahinter.«

»Ja, mit dem Seerücken habe ich mich im Zuge der Vorbereitungen auf meine kleine Reise hierher auch beschäftigt«, ergänzte Katrin. »Wusstest du, dass wir uns hier auf den Relikten einer Gletschermoräne befinden, deponiert in der letzten Kaltzeit, der sogenannten Würm-Kaltzeit?«

»Den Namen dieser Kaltzeit kannte ich nicht«, entgegnete Nicoletta, »aber sonst ist das mit dem Moränenschutt ja kaum zu übersehen. Ist dir aufgefallen, wie viele Findlinge es hier gibt, also jene grossen Felsbrocken,

die von einem Gletscher von weither transportiert und dann bei ihrem Rückzug liegengelassen wurden?»

»Ja, ist mir aufgefallen«, antwortete Katrin. »Ich habe auch etliche Fotos davon gemacht. Und ich sehe schon, dass wir einen ähnlichen Blick auf Landschaften haben.«

»Super, das macht die Kommunikation leichter. Ist dir sonst noch etwas aufgefallen?»

»Die dünne Besiedelung trotz aller Bautätigkeit. Ich erinnere mich, über den Seerücken gelesen zu haben, dieser gehöre zu den ländlichsten Regionen des Schweizer Mittellands. Das hat sich bei der Rundfahrt heute bestätigt. Viele Felder und Wiesen, auch reichlich Wald, und dazwischen einzelne Höfe und kleine Dörfer.«

»Stimmt, bestätigte Nicoletta. »Der ländliche Charakter ist nicht zu übersehen. Darüber werden wir uns bestimmt noch ausführlich unterhalten. Aber sag erst mal, ist dir auf der Ebene des Sehens sonst noch etwas aufgefallen?»

»Ja, das da«, sagte Katrin und wischte eines der vielen Bilder, die sie an diesem Tag aufgenommen hatte, auf den Bildschirm ihres iPhones:



Silo in der Nähe des Emmerzerweihers

»Was meinst du damit?«, fragte Nicoletta neugierig.

»Ich habe eine gewisse Häufung von Bauwerken festgestellt, die hoch in den Himmel ragen«, beantwortete Katrin die Frage. »Dieses Silo gehört dazu, aber auch die beiden Kirchtürme, vor allem jener in Oberhofen.«

»Auf den sind die Einheimischen übrigens richtig stolz«, meinte Nicoletta. »Und es gibt tatsächlich noch mehr davon. Den alten Abluftturm der Heizung des Ekkharthofs hat man offensichtlich bewusst stehen gelassen, obwohl er nicht mehr gebraucht wird.«

»Und ich erinnere mich an den alten Fabrikamin in der Neubausiedlung in der Nähe des Bahnhofs«, ergänzte Katrin. »Auch den hat man auf dem Hinterhof der Siedlung offenbar bewusst stehengelassen.«

»Sag ich's doch, wir ticken ganz ähnlich«, schmunzelte Nicoletta. »Mir ist diese Häufung von hoch aufragenden Bauten auch aufgefallen. Hast du eine Erklärung für diesen Eindruck?«

»Ein Anhänger von Sigmund Freud würde alle diese Bauten wohl einfach als Phallussymbole sehen«, lachte Katrin, und Nicoletta stimmte in das Gelächter ein. »Aber das wäre mir zu simpel. Eine Erklärung ist sicher, dass in einer Landschaft, die so sehr von der Horizontalen geprägt ist wie diese hier, alles stärker auffällt, was in die Vertikale geht. Ein Kirchturm, der an der Flanke eines Hügels steht, fällt nun mal weniger auf als einer, der aus einer Hochebene in die Höhe ragt.«

»Das sehe ich auch so«, bestätigte Nicoletta. »Und gerade, weil die vertikale Dimension hier in Lengwil als Kontrast zur dominanten horizontalen Dimension so auffällt, habe ich mich gefragt, ob hinter diesem Phänomen eine tiefer reichende Bedeutung steckt.«

»Und, hast du schon eine gefunden?«, erkundigte sich Katrin.

»Ich glaube ja«, antwortete Nicoletta. »Ich habe mich mal intensiver mit Beziehungen aller Art beschäftigt und bin dabei auf eine interessante Theorie gestossen.«

»Die da wäre?«

»Dass Beziehungen die vertikale Dimension brauchen.«

»Was bedeutet das?«

»Beziehungen sind zunächst mal horizontal. Egal, ob zwischen zwei Menschen oder in einer Dorfgemeinschaft gilt die ideale Beziehung als eine solche auf gleicher Augenhöhe. Auf einer Ebene, also horizontal.«

»Ja, das ist sicher besser als eine Beziehung, in der einer auf den anderen herabguckt. Gute Beziehungen müssen sich auf gleicher Augenhöhe abspielen. Aber wozu braucht es da jetzt noch die vertikale Dimension?«

»Das erwähnte Modell sagt, dass eine gute Beziehung nur dann trägt und lebt, wenn sie in einer Art höherer Ebene des Seins verankert ist. Und um diese Verankerung herzustellen, braucht es einen Draht nach oben, also die vertikale Dimension.«

»Und woran denkst du bei dieser höheren Ebene des Seins? An Gott oder so was?«

»Kann sein, muss aber nicht. Ich glaube schon, dass Paare, die sich in Gottes Hand wissen, stabiler sein können. Aber für mich braucht diese vertikale Dimension gar keine religiöse Komponente. Es genügt mir zu wissen, dass eine Beziehung eben nicht nur aus den Beteiligten besteht, sondern im Laufe der Zeit ein Eigenleben entwickelt, zu einem eigenen Wesen wird.«

»Ja, diese Erfahrung habe ich auch schon gemacht«, meinte Katrin. »Das Paar aus zwei Menschen besteht nicht nur aus den beiden Partnern, sondern ist mehr als das, nämlich das Paar. Und das existiert notwendigerweise auf einer höheren Ebene als derjenigen der beteiligten Einzelmenschen.«

»Und schon hast du die vertikale Dimension von Beziehungen«, sagte Nicoletta. »Das gilt übrigens nicht nur für die klassische Paarbeziehung, sondern für jede Form von Gemeinschaft. Die Einwohnerinnen und Einwohner von Lengwil sind zum Beispiel nicht einfach Einzelmenschen, sie sind durch vielfältige Beziehungen miteinander verflochten und bilden gemeinsam so etwas wie eine Dorfgemeinschaft, die ein eigenes Leben führt und dabei relativ unabhängig von den einzelnen Mitgliedern dieser Gemeinschaft existiert.«

»Womit wir mitten im Thema deiner Kunstaktion wären«, konstatierte Katrin. »Wenn ich dich richtig verstanden habe, möchtest du doch die

Potenziale der Gemeinschaft von Lengwil noch besser realisieren, weil du glaubst, die einzelnen Teile dieser Gemeinschaft könnten noch stärker zusammenwachsen.

»Genau. Und das wird nur gehen, wenn das Bewusstsein dafür wächst, dass jenseits, oder besser oberhalb, der Einzelinteressen von Ortsteilen oder sonstigen Interessengruppen eine Gemeinschaft namens Lengwil existiert. Wenn also die vertikale Dimension erschlossen wird. Und dafür sind diese hochaufragenden Bauten ein wunderbares Symbol. Ich überlege, ob ich sie für meine Aktion nutzen will, indem ich sie optisch heraushebe. Am besten in der Nacht. Unschlüssig bin ich noch, ob ich sie lieber von unten beleuchte, oder von ihrer Spitze aus Lichtsignale in die Nacht sende. Dazu müsste ich sie aber alle besteigen können, was in vielen Fällen gar nicht so einfach ist. Es gibt aber eine Ausnahme, nämlich den Kirchturm von Oberhofen. Den kann man besteigen, und das darf ich übermorgen Nacht tun. So, jetzt habe ich Hunger. Genug philosophiert für den Moment. Wir können ja nach dem Nachtessen weitermachen.«

Noch ahnte keine der beiden, dass Nicolettas Zukunftsprognose in Sachen übernächster Nacht ihre letzte in eigener Sache sein würde.

Landlust

Nicoletta hatte mehrere Exemplare der neuen Corona-Selbsttests mitgebracht. In Österreich waren diese bereits im Handel, während die Schweiz noch darüber nachdachte, sie überhaupt zuzulassen. Sie hatten sich anlässlich ihres Picknicks kurz über die Corona-Politik der Nachbarländer unterhalten und sich gemeinsam darüber geärgert, dass nach wie vor jedes Land sein Sonderzüglein fuhr, statt voneinander zu lernen. Dann hatten sie beschlossen, dass Ärger nichts bringe, und sich mit einem gemeinsamen Kopfschütteln begnügt, während sie auf das Resultat der Tests gewartet hatten.

Diese waren negativ ausgefallen, weshalb sie es jetzt am Abend nach dem Essen wagen konnten, sich gemeinsam in Nicolettas Zimmer aufzuhalten, weil es draussen doch schon zu kalt war, um sich bei einem weiteren Glas Wein über ihren aktuellen Aufenthaltsort zu unterhalten.

Katrin begann: »Mir geht noch diese Aussage im Kopf herum, wonach es sich beim Seerücken um eine der ländlichsten Regionen des Mittellandes handle. Weil mich schon geraume Zeit die Frage beschäftigt, was das eigentlich heisst, ländlich. Warte, ich habe doch heute Nachmittag ein Bild gemacht. Hier ist es:



Ländliche Idylle mit Bienenstöcken beim Ekkharthof

Nicoletta besah sich das Bild und sagte: »Ja, das Bild zeigt gut einen Aspekt der Vorstellung davon, was ländlich ist. Es gibt eine sehr erfolgreiche Zeitschrift namens «Landlust», die zeigt, wie sich Städterinnen und Städter das idyllische Landleben vorstellen. Mit viel Landwirtschaft, die selbstverständlich noch von Hand betrieben wird, und mit selbstgemachten Lebensmitteln. Einen Teil davon gibt es ja durchaus noch, wie du morgen beim Frühstück sehen wirst, aber das Landleben, was in solchen Zeitschriften dargestellt wird, entspricht sicher in weiten Teilen nicht der Realität.«

»Das sehe ich auch so«, nahm Katrin den Faden auf. »Landleben kann man längst nicht mehr mit Landwirtschaft gleichsetzen. Oder wie ist das hier in Lengwil?«

»Wie ich gehört habe«, antwortete Nicoletta, »ist auch hierzulande die Zahl der Landwirtschaftsbetriebe stark gesunken. Es wird zwar nach wie vor der grösste Teil des zur Verfügung stehenden Landes landwirtschaftlich genutzt, nur eben von weniger Betrieben und damit auch Menschen. In Sachen Beschäftigung und Ertrag spielt die Landwirtschaft also auch hier keine grosse Rolle mehr.«

»Und von Handarbeit kann auch längst keine Rede mehr sein«, fügte Katrin hinzu, »die meiste Arbeit wird von Maschinen erledigt. Dann sind wir uns also einig, dass der Bauernstand in einer Definition dessen, was ländlich bedeutet, keine zentrale Rolle mehr spielt. Aber was bedeutet ländlich dann?«

»Ich glaube, zunächst einfach mal das Gegenteil von Stadt«, fand Nicoletta. »Im Gegensatz zum grössten Teil der Menschheitsgeschichte leben heute die meisten Menschen in städtischen Verhältnissen. Die Stadt ist zum Normalfall geworden. Und aus der Sicht von Städtern sind die Landbewohner sozusagen einfach die letzten übriggebliebenen Mohikaner. Etwas zurückgeblieben. Hinterwäldler halt.«

»Wobei diese Sicht nicht ganz neu ist«, entgegnete Katrin. »Begriffe wie «Landei» oder «Landpomeranze» gibt es schon länger, und sie waren nie nett gemeint. Bezeichnet wurden damit vor allem Frauen, die so als etwas naiv, ungebildet oder ganz einfach doof diskriminiert wurden.«

»Richtig«, stimmte Nicoletta zu, »doch du wirst lachen: In meinen Gesprächen mit Einheimischen habe ich diese Begriffe als Selbstbezeichnung mehrfach gehört, vor allem von Frauen übrigens. «Ich bin halt einfach ein Landei» oder «ich bin eine typische Landpomeranze» hiess es dann, wobei es nie so klang, als ob die Betreffenden damit unglücklich wären. Im Gegenteil, diese Begriffe wurden durchaus mit einem Stück Stolz geäussert, wenn ich danach gefragt habe, warum man auf dem Lande lebe.«

»In den Augen von eingefleischten Städtern ist das ein zusätzlicher Beweis dafür, dass diese Landeier alle einfach ein bisschen spinnen. «Wie kann man nur auf dem Land leben?» ist eine Äusserung, die ich von Städtern immer wieder höre. Übrigens auch meinem derzeitigen Freund, der zu allem Überfluss auch noch Stadtsoziologe ist. Wenn ich von Gemeinden wie Lengwil mit ihren gerade mal rund 1700 Einwohnern erzähle, versteht er nur Bahnhof. In den Städten, mit denen er sich beschäftigt, leben in jedem winzigen Stadtteil, ja sogar in ein paar Häuserblöcken, so viele Menschen. Und die wollen ein eigenes Gemeinwesen sein? Schwer vorstellbar für Städter wie ihn.«

»Du bist doch aber eine überzeugte Landbewohnerin«, sagte Nicoletta. »Kannst du ihn nicht von den Vorzügen des Landlebens überzeugen?«

»Nur ein bisschen«, seufzte Katrin, »aber ländlich zu leben, kann er sich noch immer nicht vorstellen. Das gilt übrigens auch umgekehrt. Ich bin immer wieder gerne für ein paar Tage in einer Stadt, aber ganz dort leben möchte ich auch nicht.«

»Da geht es dir wie mir«, fand Nicoletta. »Und übrigens auch vielen Lengwilerinnen und Lengwilern. Ich habe in meinen Gesprächen mit Einheimischen diese Äusserung immer wieder gehört. Was bedeutet: Sie leben auf dem Land nicht, weil sie müssen, sondern weil sie wollen. Es scheint eben doch geborene Stadtmäuse und Landmäuse zu geben.«

»Dieses Gegensatzpaar verwende ich auch gerne«, meinte Katrin. »Die einen haben offenbar andere Bedürfnisse und Vorstellungen vom Leben als die anderen. Lass uns doch gemeinsam herausfinden, worin diese Unterschiede bestehen.«

»Einverstanden«, meinte Nicoletta, »wobei mich dabei schon auch die Frage interessieren würde, was von den in Lengwil vorzufindenden

Überzeugungen zugunsten des Landlebens sozusagen angeboren ist, und was gelernt.«

»Du meinst«, hakte Katrin nach, »ob es einfach selbstverständlich ist, hier zu leben, wenn man da schon geboren und aufgewachsen ist?«

»Ja«, bestätigte Nicoletta, »ich habe von verschiedenen Lebensläufen gehört, in denen jemand hier, oder jedenfalls in vergleichbaren ländlichen Umständen in der Gegend, aufgewachsen ist, dann für ein paar Jahre woandershin zog, um schliesslich doch hierher zurückzukehren, weil diese Menschen hier das Leben vorgefunden haben, das ihnen am meisten entspricht. Nur, ob das geschah, weil die Landlust sozusagen in ihren Genen lag, oder ob sie einfach durch ihre Jugend so geprägt wurden, kann ich natürlich auch nicht sagen.«

»Das ist ja letztlich auch nicht so wichtig«, meinte Katrin. »Lass uns doch einfach herausfinden, was in den Augen dieser Menschen – und offenbar auch in unseren Augen – so sehr für das Landleben spricht, dass man sich eine andere Lebensform kaum noch vorstellen kann. Meine Hypothese ist ja, dass es dafür zwei Argumente gibt, nämlich ein sinnliches und ein soziales.«

»Was meinst du mit sinnlich?«

»Na ja, halt alles, was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen können. Zum Beispiel eine schöne Landschaft und die Naturnähe. Gute Luft. Ruhe.«

»Stimmt, diese Punkte habe ich auch hier in Lengwil immer wieder gehört. Man könne, wurde mir berichtet, hierzulande aus der Haustür treten und sei schon in der Natur, wo man dann joggen, walken oder biken könne. Oder auch einfach spazieren. Und was meinst du mit sozialen Argumenten?«

»Zum Beispiel Überschaubarkeit. Im Gegensatz zur Stadt kennt man hier noch die Nachbarn und unterhält eine Beziehung zu ihnen, auch wenn sich diese manchmal auf einen kleinen Plausch über den Gartenzaun beschränkt. Oder man wirkt in einem oder mehreren der vielen Vereine mit und kann sich so ein stabiles Beziehungsnetz aufbauen. Anonym zu bleiben fällt auf dem Land wesentlich schwerer als in der Stadt, und es gibt offenbar Menschen, die das nicht stört, sondern die darin im Gegenteil eine Bereicherung ihres sozialen Lebens sehen.«

Wieder bestätigte Nicoletta: »Ja, das habe ich überall in ländlichen Gebieten und speziell auch hier in Lengwil immer wieder gehört. Man findet

in einer kleinen Gemeinde genügend soziale Kontakte, viel leichter als im anonymen Stadtleben. Wobei mir ein Punkt interessant erscheint: Diese sozialen Kontakte finden in gemässiger Form, also in einer gewissen verbleibenden Distanz statt. Und anders als in der Stadt, wo man doch sehr dicht aufeinander hockt, gibt es diese Distanz hier. Von Dichtestress kann in einer Gemeinde wie Lengwil keine Rede sein.«

»Das ist mir tatsächlich auch aufgefallen bei unserer heutigen Besichtigungsfahrt«, meinte Katrin. »Es gibt zwar einige Mehrfamilienhäuser, aber die hauptsächliche Wohnform scheinen schon Einfamilienhäuser zu sein. Und zwar solche mit einem ordentlichen Umschwung, sprich Garten, so dass einem niemand direkt auf den Teller gucken kann. Gibt es sonst noch Argumente, die bei eingefleischten Landmäusen für die Landlust sprechen?«

»Ja, ein Punkt wurde in meinen Gesprächen mit Einheimischen immer wieder erwähnt«, sagte Nicoletta, »nämlich die fehlende Hektik. In der Stadt sei alles so hektisch, und man würde von Reizen geradezu überflutet. Das ist für manche Menschen offenbar zu viel des Guten, weshalb sie das reizärmere und weniger hektische Landleben bevorzugen.«

»Gut, das hätten wir geklärt«, meinte Katrin. »Es bleibt die Frage offen, ob es sich bei der Minderheit der Landbewohner um eine hoffnungslos altmodische und vielleicht bald aussterbende Gattung handelt, oder ob sie sogar die Vorhut einer gesellschaftlichen Entwicklung bildet. Ich sage nur Homeoffice. Wenn künftig Angestellte nur noch zwei oder dreimal die Woche ins Büro pendeln müssen, könnte sich ja die eine oder der andere überlegen, ob er dafür etwas längere Pendlerdistanzen auf sich nimmt, dafür aber den grösseren Teil seiner Zeit in erfrischender Landluft verbringen kann.«

»Darauf bin ich gespannt«, sagte Nicoletta, »ob es einen neuen Zug aufs Land geben wird. Bisher verlief die Entwicklung ja weitgehend umgekehrt, und für manche ländliche Landstriche hat das verheerende Folgen.«

»Du denkst an abgelegene Landstriche, die daran sind, sich immer mehr zu entvölkern?«

»Genau«, bestätigte Nicoletta, »die gibt es doch an verschiedenen Orten in Europa und anderswo.«

»Stimmt, davon habe ich auch schon gehört«, sagte Katrin. »Nicht aber in der Schweiz, wenn wir mal von ganz abgelegenen Dörfern in den Alpen absehen. Sonst wachsen im Gegenteil auch viele ländliche Gemeinden weiterhin.«

»Und woran liegt das?«, wollte Nicoletta wissen.

»Ganz einfach«, erläuterte Katrin, »weil diese Gemeinden nicht abgelegen sind. Nimm als Beispiel Lengwil. Von hier aus ist man sofort in kleineren Städten wie Kreuzlingen, Weinfelden oder Frauenfeld, und nicht viel weiter weg liegen grössere Städte wie Konstanz oder St. Gallen. Dort bekommst du alles, was du brauchst, seien es nun Einkaufsmöglichkeiten oder kulturelle Angebote. In den Dörfern mag zwar vieles davon verschwunden sein, aber mit dem Auto oder sogar mit dem öffentlichen Verkehr bist du schnell dort, wo das geboten wird, und kannst dann wieder in deine ländliche Idylle zurückkehren.«

»Du kannst hier also die Vorteile beider Lebensformen geniessen«, konstatierte Nicoletta, »das Landleben und das Stadtleben.«

»Genau«, stimmte Katrin zu, »wenn du hier lebst, hast du, wie wir Schweizerinnen sagen, den Fünfer und das Weggli.«

»Oh, so alemannisch bin ich auch geprägt, dass ich dieses Gleichnis verstehe«, schmunzelte Nicoletta. »Und es scheint mir, alles in allem, doch eine kluge Entscheidung, die Landlust voll auszuleben, ohne auf die Vorzüge der naheliegenden Städte zu verzichten.«

»Nun ja, Klugheit gehört dazu«, fand Katrin, »aber auch eine ordentliche Portion Glück. Das Glück der geografischen Lage. Wenn wir diese Debatte irgendwo in einer menschenarmen Gegend in Ostdeutschland führen würden, klänge sie anders. Hier liegt einfach alles so nahe beisammen, dass man Land und Stadt kombinieren kann, wie es einem am besten passt. Aber apropos Stadt und Land. Eines ist mir immer wieder aufgefallen: Die beiden sind eigentlich gar keine Gegensätze, sondern ähnliche Gebilde, nur an unterschiedlichen Punkten auf einer Grössenskala.«

»Wie meinst du das?« Nicoletta klang echt interessiert.

»Du kennst vielleicht das fraktale Modell«, begann Katrin ihre Antwort. »Demnach gibt es bei vielen natürlichen Phänomenen das Prinzip der Selbstähnlichkeit. Wenn du zum Beispiel eine Küstenlinie von oben

zeichnest, wird sie immer ähnlich aussehen, unabhängig davon, von wie weit oben du sie betrachtetest. Oder die Formen eines Farnblatts sind ähnlich, egal, ob du das ganze Blatt anschaust oder einzelne Blattteile. Das heisst, egal, von welchem Punkt einer Grössenskala aus du die Formen eines Phänomens in Augenschein nimmst, werden diese Formen immer ähnlich aussehen.«

»Ich glaube, ich weiss was du meinst«, sagte Nicoletta nachdenklich. »Eine menschliche Gemeinschaft weist ähnliche Eigenschaften auf, unabhängig davon, ob es sich um eine Grossstadt oder um ein kleines Dorf handelt. Wie man das menschliche Zusammenleben regelt, stellt überall ähnliche Anforderungen, nur einfach in unterschiedlichen Grössenverhältnissen.«

»Genau«, bestätigte Katrin. »Natürlich gibt es nur Ähnlichkeiten, keine Gleichheiten, Unterschiede bestehen zwischen Stadt und Land schon. Ich würde es nur für nützlich halten, gelegentlich mehr auf die Gemeinsamkeiten als auf die Unterschiede zu achten. Aber jetzt haben wir genug philosophiert. Es gibt ja noch andere hübsche Gesprächsthemen. Du trägst zum Beispiel ausgesprochen schöne Schuhe.«

Fahnen-Fusion

Nachdem sich Nicoletta und Katrin bis weit in die Nacht hinein verplaudert hatten, standen sie am nächsten Morgen entsprechend spät auf. Zum Glück erwies sich ihre Gastgeberin als flexibel, so dass sie doch noch in den Genuss eines Frühstücks mit vielen einheimischen Zutaten kamen. Das Wetter war unverändert schön, und so beschlossen sie, zum Auslüften ihrer Köpfe einen ordentlichen Spaziergang zu machen.

Da ihnen der Sinn nach Wasser stand, machten sie sich auf in Richtung der Weiher im Osten von Illighausen. Und weil sie dem natürlichen Lauf des Wassers folgen wollten, liessen sie den Lochmüliweiher vorerst links liegen und wanderten direkt zum Emmerzerweiher.

Dieser, so wusste Nicoletta zu berichten, entspräche allerdings keineswegs dem natürlichen Lauf des Wassers, sondern sei schon vor längerer Zeit künstlich angelegt worden, um den Zufluss zu den unterhalb davon liegenden Mühlen zu regulieren. Die Tatsache, dass sich der Weiher in Privatbesitz befände, hätte immer mal wieder zu Konflikten geführt. In früheren Zeiten habe man darin baden können, was heute undenkbar sei. In kalten Wintern sei der Weiher zugefroren und man hätte darauf Schlittschuhlaufen können, was heute auch nicht mehr erlaubt wäre, wenn es denn noch so kalte Winter gäbe. Hier, schloss sie, habe der Klimawandel einen möglichen Konflikt ganz von selbst beendet.

Nachdem sie sich am Weiher und den darauf majestätisch schwimmenden Schwänen sattgesehen hatten, machten sie sich auf den kurzen Weg hinunter zum Lochmüliweiher. Auch dieser war offenkundig künstlich aufgestaut worden, wovon die Überreste einer Staumauer am Ausfluss zeugten. Wieder hatte Nicoletta dazu eine Information beizutragen. Früher sei der Wasserspiegel dieses Weihers wesentlich höher gelegen, doch irgendwann in der Mitte des 20. Jahrhunderts hätte ein heftiges Hochwasser die alte Staumauer bersten lassen.

Auf Katrins Frage, woher sie das alles wisse, verwies Nicoletta auf die Dorfchronik von Illighausen, die unter dem Titel «Geschichte und Geschichten» 1991 zur 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft erschienen sei und viel Wissenswertes über den Ortsteil Illighausen enthalte. Sie habe ein

Exemplar dabei und würde das nach ihrer Rückkehr auf den Hof gerne Katrin zur Lektüre überlassen.

Der Lochmüliweiher erwies sich zu dieser Jahreszeit nicht als besonders gastlicher Ort. An schattigen Stellen lag noch eine dünne Eisschicht auf dem Wasser, und der Fusspfad rund um den Weiher war so verschlammt, dass sie auf eine Umrundung verzichteten. Immerhin besaßen beide genügend Phantasie, um sich vorstellen zu können, wie es da aussehen würde, wenn alle Bäume wieder grün tragen würden, nämlich wild-romantisch. Weshalb Nicoletta Verständnis dafür äusserte, dass die beiden Weiher von den Einheimischen als beliebtes Naherholungsgebiet bezeichnet würden. Zusammen mit den sich gleichsam rund um die Hochebene von Lengwil erstreckenden Wäldern galten sie als ebenso naturnahe wie nahegelegene und deshalb attraktive Refugien, wo man sich tatsächlich wunderbar erholen konnte.

Als sie vom unteren Weiher wieder den ziemlich steilen Pfad zum Waldrand hochstapften, meinte Katrin, leicht keuchend: »Hier stösst unsere These, Lengwil sei eine einzige Hochebene, offenbar an ihre Grenzen. Mindestens hier am Rand gibt es die vertikale Dimension ganz natürlich. Und die kann ganz schön anstrengend sein.«

Nicoletta, die deutlich jünger und fitter war als Katrin, sagte nichts dazu, wehrte sich aber auch nicht gegen deren Vorschlag, die Ruhebank, die auf ihrem Heimweg kurz nach einer Waldecke direkt am Waldrand stand, für eine Erholungspause zu nutzen. Um sich auf dem Boden auszuruhen, war es noch zu kalt, und um die Restbestände ihres Katers auszutreiben, war ein Plausch auf einer Ruhebank ideal.

Nachdem sie sich ausgeschnauft hatte, begann Katrin: »Wenn wir schon bei der Vertikalen sind: Glaubst du, dass die Einheimischen das, was wir gestern besprochen haben, bewusst wahrnehmen?«

»Du meinst die Verbindung zwischen der horizontalen Ebene, mit der durch die aufragenden Bauten symbolisierten, vertikalen Dimension?«, vergewisserte sich Nicoletta.

»Ja, genau, bestätigte Katrin.

»Das glaube ich eher nicht« fuhr Nicoletta fort. »Wenn man sowas immer vor Augen hat und nichts anderes kennt, fällt es einem bewusst kaum auf.

Da braucht es dann schon die Perspektive von aussen, also von Leuten wie uns, um es als interessantes Phänomen wahrzunehmen. Meine Aufgabe als Künstlerin ist es dann, einen solchen Zusammenhang so auszudrücken, dass er für andere wahrnehmbar wird. Und das habe ich ja vor, indem ich diese Phallussymbole beleuchten will.«

»Apropos vertikale Dimension: Ist diese nicht auch im neuen Wappen des vereinigten Lengwil zu sehen?«, nahm Katrin den Faden auf. »Da gibt es doch in der Mitte diese aufwärtsstrebenden Schweife.«

»Gut, dass du mich daran erinnerst«, freute sich Nicoletta. »Als du damals in deiner Mail auf das Gemeindewappen verwiesen hast, wusste ich, du hast es kapiert und bist deshalb die Richtige. Und ja, dass im Wappen die Vertikale vorkommt, ist mir auch aufgefallen.«

»Moment«, unterbrach Katrin, »ich weiss den genauen Wortlaut der Wappenbeschreibung nicht mehr, aber ich weiss noch, dass ich sie auf der Homepage von Lengwil gefunden habe. Warte, ich gucke auf meinem iPhone einfach schnell nach.« Sie zückte dieses und sagte nach kurzer Zeit: »Mist, hier gibt es ja gar kein Netz!«

»Oh, das hätte ich dir sagen können«, lachte Nicoletta. »Tatsächlich ist Illighausen eine digitale Wüste, wo es schwer ist, ein Netz zu finden. Es gibt zwar Pläne, im Turm der Kirche von Illighausen eine 5G-Antenne einzurichten, und die Kirchgemeinde hat diesem Vorhaben auch schon zugestimmt, aber es regt sich trotzdem heftiger Widerstand, so dass es wohl noch eine Weile dauern wird, bis Illighausen in dieser Beziehung in der Neuzeit ankommen wird.«

»Das ist nun ausgesprochen keine Spezialität von Lengwil«, meinte Katrin. »Dieses Phänomen findet man überall. Selbstverständlich will man alle Segnungen der modernen Technologie nutzen und geniessen können, aber eine dafür unvermeidliche Infrastruktureinrichtung vor der eigenen Haustür? Nein danke.«

Nicoletta stimmte zu: »Ja, wie haben wir so schön gesagt? Jede Gemeinde ist anders, aber in mancher Hinsicht eben auch gleich.«

»Trotzdem«, maulte Katrin, »wie finde ich jetzt diese Beschreibung? Ich könnte ja die Mail abrufen, in der ich sie zitiert habe, aber das ist alles in der Cloud gespeichert, und da komme ich ohne Netz nicht ran. Aber wenigstens

habe ich ein Foto vom Gemeindewappen gemacht, und das ist auf meinem eigenen Gerät gespeichert.« Sie wischte kurz darauf herum und sagte: »Ist zwar etwas verblichen, aber man sieht es doch ganz gut:«



Lengwil-Wappen mit Hintergrund

»Ja, da sieht man die aufwärtsstrebenden Schweife doch ganz schön«, fand Nicoletta, nachdem ihr Katrin das Bild gezeigt hatte. »Und was die Beschreibung betrifft: Manchmal bin ich ganz altmodisch und schreibe mir etwas, das ich behalten will, klassisch mit Tinte auf Papier. Ich müsste diese Beschreibung eigentlich hier haben.«

Sie kramte in ihrer Tasche und zog dann triumphierend ein Stück Papier hervor. »Hier habe ich es doch. Der Text lautet: *Das Wappen von Lengwil setzt sich zusammen aus den Wappen der ehemaligen Ortsgemeinden Oberhofen und Illighausen. Die drei Rauten symbolisieren die Ortschaften Oberhofen, Lengwil und Dettighofen der ehemaligen Ortsgemeinde Oberhofen. Der schwarze Schwan stammt aus dem ausgestorbenen Geschlecht der Illighauser in Konstanz. Die Schweife symbolisieren die Zusammenführung der zwei ehemaligen Ortsgemeinden zur politischen Gemeinde Lengwil.* Und ich

muss sagen, dass ich die Idee, aus zwei Wappen eines zu machen, indem man nicht einfach die beiden bisherigen unverbunden nebeneinanderstellt, sondern auch ein Symbol für die Zusammenführung liefert, nach wie vor sehr schön finde.«

»So ging es mir tatsächlich auch, als ich diese Geschichte das erste Mal gesehen und gelesen habe«, fand Katrin. »Das wurde anderswo schon viel schlechter gelöst. Aber, wenn ich dich richtig verstehe, findest du, die Potenziale dieser Zusammenführungen seien noch nicht vollständig realisiert?«

»Ja«, antwortete Nicoletta, »denn obwohl diese Zusammenführung jetzt über 20 Jahre zurückliegt, gibt es immer noch viel Identifikation mit dem eigenen kleinen Ortsteil von Gesamt-Lengwil. Das schönste Beispiel habe ich von einer Frau gehört, die im kleinen Weiler Wilen lebt, einem ein bisschen ausserhalb des Dorfkerns gelegener Teil von Illighausen. Sie sagte, in erster Linie sei sie Wilerin. Dann Illighauserin. Und erst lange danach Lengwilerin.«

»Nun, das ist ja nicht zum vornherein schlecht«, gab Karin zu bedenken. »Man kann doch durchaus verschiedene Identitäten haben, auch in räumlicher Hinsicht. Auch ich fühle mich, je nach Situation, als Appenzellerin, als Schweizerin oder als Europäerin.«

»Das stimmt schon«, fand Nicoletta, »doch es wäre einfach schön, wenn das Gefühl, zur gleichen Gemeinschaft Lengwil zu gehören, unabhängig davon, in welchem Ortsteil man wohnt, wachsen würde. Ich finde Gemeinschaft einfach besser als Abgrenzung.«

»Wieder stimme ich dir zu«, sagte Katrin. »Doch ich weiss aus Erfahrung mit verschiedenen Gemeinden, dass solche Prozesse des Zusammenwachsens einfach Zeit brauchen.«

»Ja, das ist mir durchaus klar«, meinte Nicoletta. »Und es ist ja nicht so, dass gar nichts geschieht. Ich habe mir sagen lassen, dass es Zeiten gab, in denen sich die Oberhofer Jungs mit jenen aus Illighausen prügeln. Die Zeiten sind zum Glück vorbei. Wenn ich das richtig sehe, lebt man zwischen den einzelnen Ortsteilen nicht mehr gegeneinander. Sondern eher nebeneinander. Noch schöner fände ich es allerdings, man lebte miteinander.«

»Du möchtest also den aufwärtsstrebenden Schweifen im fusionierten Gemeindewappen mehr Power geben?«, hakte Katrin nach.

»Genau«, bestätigte Nicoletta. »Nicht zuletzt wegen deines Hinweises möchte ich das Wappen in den Mittelpunkt meiner Aktion stellen. Zum Beispiel, indem ich die Fusion der beiden Fahnen mit einer Lasershow in den weiten Himmel über der Hochebene von Lengwil projiziere. Was hältst du von dieser Idee?«

»Wow!«, entfuhr es Katrin spontan. »Ich finde sie super.«

Der (schwarze) Schwan

Mittlerweile war es den beiden auf ihrer Ruhebänk kühl geworden, zumal ein unangenehm kalter Wind aufgekommen war. Sie beschlossen deshalb, zum Hof zurückzugehen. Auf dem überschaubar kurzen Weg dorthin hingen beide ihren Gedanken nach und schwiegen weitgehend.

Auf dem Hof kredenzte ihnen ihre Gastgeberin einen wohltuenden, heissen Tee. Zudem gab sie ihnen zwei Wolldecken, damit sie an einem windgeschützten Plätzchen draussen im Garten ihr Gespräch über Nicolettas Pläne fortsetzen konnten.

»Wie ich schon sagte, finde ich deine Idee bestechend«, begann Katrin, »die beiden Ursprungsflaggen am Himmel zusammenwachsen zu lassen. Aber geht das technisch überhaupt? Und ist das nicht ein Riesenaufwand? Ich verstehe von so etwas einfach zu wenig.«

»Das ist ja schliesslich auch mein Job«, gab Nicoletta zurück. »Und ja, sich bewegende Laserprojektionen sind heutzutage kein Problem mehr. Der Aufwand ist zwar beträchtlich, aber ich bin eine ganz gute Fundraserin und habe genügend Mittel zusammengekratzt, um die nötigen Geräte zu mieten und die sie bedienenden Mitarbeitenden anständig zu bezahlen. Das einzig Dumme ist, dass wegen der Corona-Massnahmen noch völlig unklar ist, wann eine solche Veranstaltung überhaupt wieder erlaubt sein wird. Ohne Publikum macht sie natürlich keinen Sinn, weil die Menschen direkt nach ihr sich schliesslich auch persönlich austauschen wollen und sollen.«

»Diese fehlende Planbarkeit ist wirklich blöd«, fand Katrin. »Aber gesetzt, es geht wieder: Soll das eine einmalige Aktion werden, oder soll sie an verschiedenen Abenden wiederholt werden?«

»Das weiss ich noch nicht«, gab Nicoletta Auskunft. »Es gibt gute Gründe für beide Lösungen. Dazu kommt noch der Faktor Wetter. Wenn es Bindfäden regnet oder wenn Lengwil in dichtem Nebel liegt, sieht keiner was von der Lasershow. Wie gesagt, das alles muss ich mir noch ernsthaft überlegen.«

»Gut«, sagte Katrin, »das sind alles Fragen, in denen du dich besser auskennst als ich. Meinen Beitrag sehe ich eher auf der symbolischen Ebene.«

»Wie meinst du das?«, erkundigte sich Nicoletta.

»Nun«, antwortete Katrin, »mich interessiert zum Beispiel sehr, was da zusammenwächst. Das heisst: Was bedeuten die ursprünglichen Wappen, wofür stehen sie symbolisch? Nur wenn wir das wissen, können wir verstehen, welche Symbolik die Fahnen-Fusion enthalten könnte.«

»Das finde ich einen höchst interessanten Ansatz«, lobte Nicoletta. »Hast du dich mit dieser Frage schon beschäftigt?«

»Nein, ich bin leider noch nicht dazu gekommen«, bedauerte Katrin. »Aber wir können das ja jetzt nachholen und ein wenig im Internet recherchieren. Hier auf dem Hof gibt es zum Glück WLAN. Ich schlage vor, dass wir dies mit unserem jeweiligen Smartphone unabhängig machen und uns dann über interessante Ergebnisse austauschen.«

»Gute Idee«, fand Nicoletta. »Lass uns mit der linken Seite des neuen Wappens anfangen. Wir wissen ja schon, dass im ursprünglichen Wappen von Oberhofen drei Rauten abgebildet sind, die für die Dörfer Oberhofen, Dettighofen und Lengwil stehen. Also suchen wird och mal nach der symbolischen Bedeutung der Raute.«

»Also, sehr ergiebig ist das nicht«, seufzte Katrin kurze Zeit später. »Laut Wikipedia ist die Raute ein relativ häufiges Symbol, Zeichen oder Emblem, das unterschiedlich zum Einsatz kommt. Zum Beispiel als Symbol für die Zwischensummen-Taste bei Rechenmaschinen. Oder als Form von Schildern für Gefahrenhinweise. Auch als Verkehrszeichen wird die Raute häufiger verwendet. Und hier, das ist noch interessant: In Programmablaufplänen und Aktivitätsdiagrammen steht die Raute für eine Verzweigung oder zu treffende Entscheidung. Und in Netzplänen symbolisiert sie Ereignisse, insbesondere Meilensteine. Alles sehr interessant, aber ich sehe noch nicht, was das mit den drei Dörfern des ursprünglichen Oberhofen zu tun hat. Hast du mehr gefunden?«

»Zunächst auch nur einen interessanten Seitenpfad«, gab Nicoletta Auskunft. »Demnach ist die Raute auch eine Pflanze, und zwar eine in vielen Arten vorkommende, ausdauernde, in Rispen oder Dolden gelblich oder grünlich blühende Pflanze, deren Blätter ein stark riechendes ätherisches Öl abgeben.«

»Oh, das muss ich mir anschauen«, sagte Katrin enthusiastisch. Ich gebe mal einfach Raute und Pflanze zusammen ein.« Sie überflog den dazu passenden Wikipedia-Artikel und meldete sich wieder: »Wirklich eine spannende Pflanze. Wird als Gewürz, als Heilmittel oder in der Parfümerie verwendet. Oder im Volksglauben als Abwehrzauber. Ich spreche jetzt immer von der Weinraute, die es auch in unseren Ziergärten gibt. Mit sowas könnte ich mich stundenlang beschäftigen. Nur einen Zusammenhang mit den Rautensymbolen der Oberhofer Fahne sehe ich leider nicht.«

Nicoletta schmunzelte und sagte: »Hier ist auch etwas Interessantes. Ich bin nämlich sehr schnell auf die Merkel-Raute gestossen, du weisst schon, diese typische Handstellung der deutschen Bundeskanzlerin, mit der sie die Spitzen von Daumen und Zeigefinger aneinanderlegt. Sie selber sagt dazu, diese Haltung der Hände garantiere ihr aufrechtes, nicht buckeliges Stehen, weil sie die Position sei, in der sie automatisch den Oberkörper aufrecht halte. Andere dagegen, wie etwa die deutsche Zeitung «Die Welt», titelte mal «In der Raute liegt die Kraft» und fand, die Raute stehe als Botschaft für Ruhe und Kraft. Jemand deutete die Merkel-Raute als Zeichen dafür, dass Merkel die Energie durch das Schliessen eines Kreislaufs nach innen durch ihren Körper fliessen lasse. Und ein Körpersprachenforscher sprach vom «Merkel-Dach» als Symbol für Brücken und Nachbarschaft.«

»Ha«, lachte Katrin, »da haben wir doch endlich einen Hinweis darauf, wofür die drei Rauten des früheren Oberhofen stehen, nämlich Brücken und Nachbarschaft. Es ist doch immer wieder schön, wenn man sich aus einem ganzen Angebot an symbolischen Bedeutungen die passende heraussuchen kann.«

»Ja«, schmunzelte Nicoletta, »zum Glück ist die Symbolsprache nie ganz eindeutig. Wie steht es denn mit der anderen Hälfte der vereinigten Fahne von Lengwil, dem Schwan? Ich hätte Lust, das Spiel fortzusetzen und parallel ein wenig im Netz zu surfen, um herauszufinden, wofür der Schwan steht.« Katrin war einverstanden, fand aber, sie sollten sich zunächst noch einmal an das Bild erinnern, dass der majestätisch auf dem Emmerzerweiher gleitende Schwan noch vor kurzer Zeit abgegeben habe. Das Bild, das sie dort aufgenommen hatte, war bald gefunden:



Schwan auf dem Emmerzerweiher

Nicoletta kommentierte: »So viel wissen wir auch ohne Netz. Der Schwan ist ein Sinnbild für leichtes, fast schwereloses Schweben auf dem Wasser. Aber wenn er seinen Nachwuchs gefährdet sieht, kann er auch zum wütenden und gefährlichen Angreifer werden. Aber jetzt schaue ich doch noch mal bei Wikipedia nach, was die zum Schwan zu sagen haben.«

Kurze Zeit darauf wusste sie zu vermelden: »Ah, ja, das hatte ich ganz vergessen: Schwäne leben tatsächlich monogam, in lebenslangen Paarbeziehungen. Und früher hat man Schwäne auch gegessen, doch seit Jahrhunderten stehen sie unter Schutz und werden deshalb, anders als Enten oder Gänse, auch nicht mehr verspeist.«

Katrin unterbrach sie: »Ich bin auch gerade auf dieser Seite, beim Stichwort «Schwäne und der Mensch». Und da steht: *Schwäne haben oft die menschliche Fantasie beflügelt: Davon zeugt nicht nur der Mythos von Leda oder der Schwanengesang, sondern auch Märchen wie «Das hässliche Entlein» geben davon Kunde. In diesem Märchen versinnbildlicht der Schwan u. a. Reifung und Vollendung, er wird in der Kunst und Literatur aber auch als Allegorie für Reinheit gebraucht, zu nennen wäre in diesem Zusammenhang etwa der Schwanenritter Lohengrin bei Richard Wagner, dessen Nachen von einem Schwan gezogen wird.*«

Nicoletta staunte: »Wow! Reifung, Vollendung, Reinheit. Der Schwan scheint ja wirklich ein vollkommenes Wesen zu sein, jedenfalls symbolisch. Warte, ich habe gerade einen Beitrag über den Schwan als Symbol gefunden, und da steht: *Der Schwan ist Symbol für Reinheit und Treue, für Eitelkeit und Metamorphose, für Göttliches und Diabolisches zugleich, sein Schwanengesang steht für das Trugbild von Äußerlichkeit und stimmlicher Dissonanz. In der Antike schon wird der Schwan besungen, den Göttern zugesprochen; Zeus und Apollon sind mit Schwänen abgebildet, sie ziehen himmlische Wagen und sind auf Schmuckstücken zu finden.*«

Auch Katrin hatte wieder etwas zu vermelden: »Auf was man da alles stösst, wenn man nach dem Schwan sucht. Hier, noch ein Beispiel: *Der Schwan als Symbol für die Transformation der Seele: Die vielen Stadien des Schwans vom Ei, zum grauen Küken, bis hin zum starken Jugendlichen, zur ersten Mauser und dem neuen weißen Federkleid ist wie eine Transformation. Sein weißes Kleid die Farbe der Reinheit, des Höheren und Geistigen. Der Schwan ist wie wir, gross und schwer, ein Erdenbewohner, er ist auf dem Boden und im Wasser zu Hause, dennoch aber erhebt er sich in die Lüfte. Und wir sehen seine Anstrengungen, beim Start, den schweren Körper zu erheben und bei der Landung die Geschwindigkeit des Fluges abzubremsen. So ist das auch mit unserer Seele, sie ist in unserem schwerer Körper gefangen, der nur mit Kraftaufwand über die Erde geht, weder vom Wasser getragen noch durch Schwingen von seinem Gewicht befreit ist. Erst im Tod befreit sich unsere Seele, wird leicht und erhebt sich. In seiner majestätischen Größe, seiner Schönheit, und seinem weißen Federkleid bringt er die Himmelsbotschaften auf die Erde, und auch die Botschaften der Erde in den Himmel, er kennt den Wohnsitz der Götter.*«

Nicoletta hatte mittlerweile ihr Smartphone beiseitegelegt und hörte nur zu. Dann kommentierte sie: »Ja, das frühere Wappentier von Illighausen hat tatsächlich eine herausgehobene Bedeutung. Irritieren tut mich nur eines: In den ganzen Beschreibungen der Symbolkraft des Schwans wird immer seine strahlend weisse Farbe erwähnt. Der Schwan von Illighausen aber ist schwarz. Wie kommt das? Und wofür steht es?«

»Das weiss ich nun zufällig«, gab Katrin zurück, »weil ich mich vor einiger Zeit im Rahmen eines Auftrags von einem Wirtschaftsunternehmen mit dem

Schwarzen Schwan beschäftigt hatte. Dabei habe ich gelernt, dass schwarze Schwäne nur in Australien und Neuseeland natürlich vorkommen. Alle hier in Europa lebenden Exemplare sind ausgesetzt oder verwildert. Das bedeutet aber auch, dass man hierzulande bis ins 17. Jahrhundert keine Ahnung davon hatte, dass anderswo schwarze Schwäne existierten. Bis dahin waren alle Schwäne zwangsläufig weiss, und damit basta. An dieser Überzeugung konnte niemand ernsthaft rütteln.«

»Moment mal«, unterbrach sie Nicoletta, »dann muss die Entdeckung eines schwarzen Schwans ja ein richtiger Schock gewesen sein, der eine selbstverständliche Wahrheit ins Wanken brachte. Ein für unmöglich gehaltenes Ereignis war eingetreten.«

»Du hast es erfasst«, lobte Katrin, »genau darum geht es beim Bild des schwarzen Schwans. Das Bild geht auf den altrömischen Satiriker Juvenal zurück. Dieser nannte eine treue Ehefrau «einen seltenen Vogel in allen Ländern, am ähnlichsten einem schwarzen Schwan». Mit anderen Worten: Diese Gattung existiert nicht. Viel später, ich glaube 2007, veröffentlichte ein Publizist namens Nassim Nicholas Taleb ein Buch mit dem Titel «Der Schwarze Schwan: Die Macht höchst unwahrscheinlicher Ereignisse». Seine Kernbotschaft lautet: Es ist ein Trugschluss, höchst unwahrscheinlich mit unmöglich gleichzusetzen. Auch wenn uns die Erfahrung lehrt, dass Schwäne immer weiss sind, kann doch plötzlich ein schwarzer Schwan auftauchen und alles auf den Kopf stellen. Es lohnt sich also, nicht an vermeintliche Gewissheiten zu glauben, sondern immer das Risiko einzukalkulieren, es könnte doch Ausnahmen geben.«

»Bedeutet das Auftauchen eines schwarzen Schwans denn immer eine Katastrophe?«, wollte Nicoletta wissen.

»Nicht zwangsläufig«, meinte Katrin. »Wohl werden Ereignisse wie der elfte September, die Finanzkrise oder das Auftauchen des Corona-Virus am meisten als Beispiele genannt, doch ich kann mir auch ein zwar höchst unwahrscheinliches, aber eben doch nicht unmögliches Ereignis mit positiven Folgen vorstellen.«

»Einen Sechser im Lotto zum Beispiel?«, erkundigte sich Nicoletta.

»Genau. Wobei man schon sagen muss, dass die schwarze Farbe natürlich eher negative Assoziationen hervorruft. Nicht zufällig heisst der

schwarze Schwan auch Trauerschwan, und im Schwanensee-Ballett ist der schwarze Schwan der böse Gegenspieler des guten weissen.«

»Wenn ich mich richtig erinnere, wurde der schwarze Schwan als Wappentier vom ausgestorbenen Geschlecht der Illighauser aus Konstanz übernommen. Mehr darüber habe ich nirgendwo erfahren können, doch das schöne Wörtchen «ausgestorben» klingt für mich nach Mittelalter. Damals aber, sagst du, wusste man noch gar nicht, dass es tatsächlich schwarze Schwäne gibt. Wie also kam dieses Geschlecht auf die Idee, einen schwarzen Schwanenvogel als Wappentier zu wählen?«

»Das ist in der Tat eine schwierige Frage«, fand Katrin, »und ich fürchte, wir werden sie nicht beantworten können. Das ist zwar saublöd, aber wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass die rechte Hälfte des Wappens von Lengwil sowohl eine rätselhafte Herkunft als auch eine rätselhafte Bedeutung hat.«

»Zum Glück lebt Kunst auch von Rätseln«, sagte Nicoletta versöhnlich. Dass sie schon bald selbst Opfer eines schwarzen Schwans, also eines höchst unwahrscheinlichen, aber nicht ganz unmöglichen Ereignisses werden würde, ahnten in diesem Moment weder sie selbst noch Katrin.

Verflüssigt

»Wow, das ist ja eine riesige Anlage«, staunte Katrin im Angesicht des Ekkharthofs. Diesen Eindruck gewann sie sowohl durch einen Augenschein des Geländes als auch durch ein am Eingang platziertes dreidimensionales Modell desselben.

Die beiden hatten es auch an diesem Vormittag, nach wieder ausgedehnten Gesprächen am Vorabend, nicht eilig, in die Gänge zu kommen. Weil das Wetter immer noch vorfrühlingshaft schön war, gegen Abend aber umzukippen drohte, hatten sie beschlossen, einen weiteren wichtigen Ort in Lengwil zu Fuss zu besuchen. Da lag der Ekkharthof buchstäblich nahe, war er doch nur einen Katzensprung, beziehungsweise ein kurzes Wegstück durch den Wald, von ihrem Domizil entfernt.

Nicoletta bestätigte Katrins ersten Eindruck: »Ja, der Ekkharthof ist ja auch eine bedeutende Einrichtung. Er bietet Platz für 200 kognitiv Beeinträchtigte und beschäftigt 300 Mitarbeitende. Wenn du das in Vergleich setzt zur gesamten Einwohnerzahl von Lengwil, siehst du schnell, welche Rolle der Ekkharthof für die Gemeinde spielt, durchaus auch wirtschaftlich.«

»Du scheinst ja eine Menge darüber zu wissen«, staunte Katrin. »Warst du schon mal hier?«

»Nein, aber ich hatte vor ein paar Tagen ein längeres Telefongespräch mit einer Führungskraft und habe dabei viel Interessantes erfahren. Nur so als Beispiel: Kognitive Beeinträchtigung ist der heute gültige Fachausdruck für das, was man früher geistige Behinderung genannt hat. Fragt man allerdings die Betroffenen selbst, so möchten sie laut meiner Gewährsperson am liebsten «Menschen mit Unterstützungsbedarf» genannt werden.«

»Dann tun wir das doch«, fand Katrin »Aber kann man denn überhaupt hinein?«

»Auf das Gelände schon, denke ich«, meinte Nicoletta. »Und ohne diese blöden Corona-Beschränkungen könnten wir jetzt einen Kaffee in der neuerbauten Mensa zu uns nehmen, die auch der Öffentlichkeit zugänglich sein soll.« Sie wies auf einen imposanten Holzbau am westlichen Rand des

Geländes hin. »Einen Blick können wir aber sicher hineinwerfen.« Was die beiden alsbald taten.



Die neuerbaute Cantina des Ekkharthofs

»Entschuldige bitte meine Unwissenheit, aber ich weiss über all das hier noch sehr wenig. Zwei Fragen drängen sich mir hier auf.«

»Frag ruhig, dazu bin ich doch da«, wiegelte Nicoletta ab. »Welche Fragen?«

»Zunächst die: Ist der Ekkharthof wirklich eine anthroposophische Einrichtung? Der ganze Baustil, auch der hier von der Cantina, erinnert mich doch sehr daran. Und die zweite Frage, wo wir durch die Fenster so schön in Richtung Lengwil und Oberhofer Kirchturm sehen können: Wie ist das Verhältnis zwischen Ekkharthof und Lengwiler Bevölkerung?«

»Gut, dass ich mit meinem Gewährsmann auch über so etwas sprechen konnte«, schmunzelte Nicoletta. »Deine beiden Fragen gehören nämlich eng zusammen. Zur Beantwortung muss ich dir einen kleinen Einblick in die Geschichte des Ekkharthofs geben.«

»Nur zu, ich weiss immer gerne, wie etwas zu dem geworden ist, was es heute ist«, ermunterte Katrin sie.

»Ach was«, befand Nicoletta, »bevor ich mir das jetzt mühsam zusammenklaube, lese ich dir doch besser vor, was auf der Homepage des Ekkharthofs über die eigene Geschichte steht. Warte, ich hab's schon.«

Im Mittelpunkt der Initianten stand die spätere Begründerin des Ekkharthofs, Marti Hofer (1915-1981). Ihr grosses Anliegen war, dass die Kinder - und später die Erwachsenen - im Sinne der aus der Anthroposophie Rudolf Steiners ersprossenen Heilpädagogik und Sozialtherapie betreut und gefördert werden sollten.

Der damals herrschende Mangel an Wohn- und Schulungsplätzen für geistig behinderte Kinder veranlasste die Arbeitsgemeinschaft, nachdem die Aufnahmekapazität im Haus Aspen erschöpft war, nach weiteren Ausbaumöglichkeiten Ausschau zu halten. Durch Vorkauf konnte 1962 auf dem Seerücken in Lengwil-Oberhofen ein landwirtschaftlicher Betrieb von einundzwanzig Hektaren gesichert werden. Damit war der Weg für die Planung und den anschliessenden Bau des Ekkharthofs, inklusive neuer landwirtschaftlicher Wirtschaftsgebäude, offen.

Da das Vorhaben die Möglichkeiten einer Trägerschaft auf privater Basis bei weitem überstieg, wurde diese von dem 1963 gegründeten Ekkharthof-Verein übernommen.

Das Konzept anthroposophischer Heilpädagogik und Sozialtherapie erfordert die Durchgestaltung des Lebensraums der Bewohner/innen bis zu äusseren Gegebenheiten hin. So sollte auch die Architektur des Ekkharthofs ihre besondere künstlerische und zweckmässige Ausgestaltung haben. Ende März 1971 konnte mit dem Bau begonnen werden, und am 4. Oktober 1974 wurde der in drei Bauetappen entstandene Ekkharthof offiziell eingeweiht.

»Danke«, sagte Katrin, »das mit den anthroposophischen Wurzeln wäre damit ja wohl geklärt. Nicht aber das mit dem Verhältnis zu Lengwil. Hast du darüber in deinem Gespräch etwas gehört?«

»Oh ja«, konnte Nicoletta vermelden, »laut meinem Gewährsmann war es von Anfang an eine grosse Herausforderung, eine Verbindung zum Dorf herzustellen. Was sich auch als schwierig erwies, weil die Gründerin, Frau Hofer, neugierige Besucher abwies. Zudem hatten Menschen mit geistiger Behinderung, wie es damals noch ganz selbstverständlich hiess, allgemein einen schlechten Ruf, nicht nur in Lengwil, aber auch da. Weil damals auch

die Anthroposophen als ziemlich arrogant galten, weil sie buchstäblich glaubten, die Weisheit mit Löffeln gefressen zu haben, muss in den Anfängen hier etwas geherrscht haben, was meine Auskunftsperson wörtlich eine Wagenburg-Mentalität nannte. Der Ekkharthof muss sich damals gegenüber Lengwil ziemlich abgeschottet haben.«

»Du sagst damals. Hat sich das denn in der Zwischenzeit geändert?«

»Eindeutig ja. Es ist mir verschiedentlich bestätigt worden, dass Lengwil heute stolz auf den Ekkharthof ist. So fand etwa die Feier der Gemeinde zum ersten August schon auf dem Gelände des Ekkharthofs statt. Das liegt, wie mir mein Gewährsmann bestätigte, auch daran, dass die Anthroposophen mittlerweile vom hohen Ross heruntergestiegen sind und nicht mehr den Anspruch erheben, im Besitz ewiger Wahrheiten zu sein, sondern ihr Denken flexibel und innovativ weiterentwickeln.«

»Darauf komme ich gleich zurück«, kündigte Katrin an, die mittlerweile mit Nicoletta auf einem kreisförmigen Weg um einen Innenhof die wichtigsten Gebäude wenigstens von aussen besichtigte. »Eines interessiert mich noch zuvor: Geht der Name des Ekkharthofs wirklich auf den berühmten Mystiker Meister Eckhart aus dem dreizehnten Jahrhundert zurück?«

»Ja«, antwortete Nicoletta, »man hat sich hier von Anfang an auf ihn berufen, auch wenn dessen Namen im Allgemeinen mit «ck» schreibt. Warte, ich suche schnell das Leitbild des Ekkharthofs. Ah, da haben wir es doch schon. Dort stehen am Anfang drei Leitsätze, die ihm zugeschrieben werden, auch wenn das nicht ganz gesichert ist. Sie lauten:

Immer ist die wichtigste Stunde die gegenwärtige.

Immer ist der wichtigste Mensch, der dir gerade gegenübersteht.

Immer ist die wichtigste Tat die Liebe.

Klingt doch gut, oder?«

»Tut es«, bestätigte Katrin. »Und ich habe sowieso immer mehr den Eindruck, dass hier eine wichtige Arbeit gut getan wird.«

»Das sehe ich auch so. Aber du wolltest nochmals auf offen und innovativ zurückkommen.«

»Ah, ja. Mich interessiert, ob im Laufe der letzten Jahrzehnte nicht nur die eine Seite, also der Ekkharthof, offener und innovativer geworden ist,

sondern auch die Gegenseite, also die Gemeinde Lengwil. Wie ist da dein Eindruck?»

»Das ist sicher eindeutig so«, fand Nicoletta. »Es mag ja mal Zeiten gegeben haben, in den eine ländliche Gegend wie die hier mit einem gewissen Recht als hinterwäldlerisch gelten konnte, also als verschlossen gegenüber neuen Ideen und verstockt gegenüber allem, was von aussen kam. Die Zeiten sind definitiv vorbei. Nur als kleines Beispiel: Im ehemaligen Gebäude der Raiffeisen-Bank gibt es seit ein paar Monaten eine ausserfamiliäre Kinderbetreuung, also einen Schülerhort mit Kita. Der Anstoss dazu kam von aussen, doch der Gemeinderat fand, auf diesen Zug nicht aufzuspringen, wäre eine verpasste Chance. Und die Gemeindeversammlung stimmte den entsprechenden Krediten mit deutlicher Mehrheit zu. Dabei gehören führende Verantwortliche für diesen Entscheid im Gemeinderat einer Partei an, die nicht den Ruf hat, in vorderster Front für ein Anliegen wie ausserfamiliäre Kinderbetreuung zu kämpfen.«

»Das kenne ich«, schmunzelte Katrin. »Auf der Ebene der Dorfpolitik spielt die Parteifarbe nach meinen Erfahrungen eine weitaus geringere Rolle als der feste Wille, gemeinsam eine sachliche Dorfpolitik zu betreiben. Und ja, das Beispiel zeugt wirklich von Offenheit und Innovation.«

»Das findest du auch anderswo«, fügte Nicoletta hinzu, »zum Beispiel auch auf dem Gebiet der doch gerne als stockkonservativ verschrienen Landwirtschaft. Ich habe mit einem Bauern gesprochen, der immer bereit war und ist, Neues auszuprobieren, wie etwa einen Hofladen, und der auch ohne Rücksicht auf Konventionen sein Produktesortiment immer wieder ergänzt und erneuert.«

»Spielt denn die Landwirtschaft überhaupt noch eine wesentliche ökonomische Rolle in Lengwil?«, erkundigte sich Katrin.

»Durchaus«, gab Nicoletta Auskunft, »gerade in der Erntesaison beschäftigt sie viele Erntehelfer. Zudem ist sie auch im Gemeinderat gut vertreten. Aber eine Hauptrolle spielt die Landwirtschaft, wie fast überall, natürlich nicht mehr.«

»Wovon leben die Menschen in Lengwil denn sonst?«, wollte Katrin wissen.

»Zum einen gibt es natürlich viele Pendler. Kreuzlingen liegt sehr nahe, und auch in Frauenfeld oder Weinfelden ist man schnell. Aber auch die Gemeinde selbst bietet viele Arbeitsplätze. Ich kann dir jetzt nicht alles aufzählen, aber es gibt hier kleine und mittlere Unternehmen, KMUs, wie ihr sie nennt, in allen möglichen Branchen, vom klassischen Gewerbe bis zu Hightech-Produktionen. Und nicht zu vergessen eine blühende Gastronomie, auch wenn wir von der im Moment leider nichts haben. Wie ich gehört habe, gibt es in Lengwil durchaus noch genug Platz, sprich Land, um weitere interessante Arbeitsplätze anzusiedeln.«

»Vielleicht kannst du ja mit deiner geplanten Kunstaktion einen kleinen Beitrag leisten, um solche nach Lengwil zu locken«, meinte Katrin. »Wie steht es denn eigentlich mit der Versorgungslage in Lengwil?«

»Die ist schon ziemlich eingeschränkt«, konstatierte Nicoletta. »Es gibt zwar die erwähnten Hofläden, und im Ekkharthof eröffnete vor kurzem ein Bioladen, aber einen Supermarkt oder Bäcker oder Metzger gibt es nicht mehr. Bank und Post haben sich auch zurückgezogen. Doch das wird von den Wenigsten als grosser Nachteil betrachtet, weil man ja im nahen Kreuzlingen einkaufen kann. Oder, wenn das wieder möglich sein wird, auch in Konstanz, das ja auch nicht viel weiter weg liegt. Dort finden übrigens auch an Kultur Interessierte ein reichhaltiges Angebot.«

»Das kann ich mir gut vorstellen«, fand Katrin. »Zumindest, wenn man ein Auto hat, ist der Konsum von Gütern und Dienstleistungen von hier aus kein Problem, und zur Not fährt ja auch die Bahn direkt bis nach Konstanz. Ich stelle fest, dass man in Lengwil zwar wirklich mitten auf dem Land lebt, aber keineswegs abseits der Welt.«

»Das trifft es ganz gut«, befand Nicoletta. »Man kann hier sozusagen die guten Seiten beider Welten bestens miteinander verbinden.«

»Dann bin ich ja jetzt im Bilde«, meinte Katrin. »Und was machen wir jetzt?«

»Wir könnten noch zur Liebburg wandern. Das erfordert einen etwas längeren Spaziergang, aber dieses Schösschen in einem weitläufigen Park ist sicher ein besonderer Ort, weil er, wenigstens auf den ersten Blick, so gar nicht in eine Gemeinde wie Lengwil passt und gerade deshalb eine

sehenswerte Besonderheit darstellt, die ich gerne in meine Kunstaktion einbauen würde. Kommst du mit?»

»Aber klar doch, ich wandere ja gerne«, sagte Katrin, ehe sie plötzlich erbleichte. »Aber ich fürchte, mich hat gerade ein kleines Magendarmproblem befallen. Kommt bei mir alle Jubeljahre mal vor. Saublöd, dass mir das gerade jetzt passiert. Aber ich spüre ein echtes Grimmen in meinem Magen, und, was schlimmer ist, auch in meinem Darm. Ich fürchte, ich muss zurück auf unseren Hof und mich dort hinlegen. Dann geht das am schnellsten vorbei.«

»Aber klar doch, so machen wir es«, sagte Nicoletta fürsorglich.

Sie erreichten im allerletzten Moment den Hof. Katrin konnte sich erleichtern und machte noch einen von Nicoletta mitgebrachten Corona-Schnelltests, der zum Glück negativ ausfiel. Dann sagte sie, kalten Schweiß auf der Stirn: »Ich fürchte, ich muss jetzt erst einmal zehn oder zwölf Stunden schlafen. Danach ist bei mir ein solcher Anfall meistens vorbei. Dabei wollten wir doch heute Abend auf den Kirchturm in Oberhofen steigen, um zu sehen, wie Lengwil in der Nacht von oben aussieht. Aber dazu fühle ich mich eindeutig zu schwach.«

»Aber das macht doch nichts«, tröstete Nicoletta. »Das kann ich doch auch alleine machen, ich bin schliesslich schon ein grosses Mädchen. Ich würde gerne dahin gehen, weil ich für heute Abend mit der netten Dame, die den Schlüssel hat, abgemacht habe. Ich werde ein paar hübsche Fotos machen, damit du morgen, wenn du wieder gesund bist, auch etwas von dieser Turmbesteigung hast.«

Mit Schauern wurde Katrin bei ihrer Erinnerungstour durch die letzten Tage mit Nicoletta bewusst, dass dies die letzten Worte gewesen waren, die sie mit ihr gewechselt hatte. Sie war an diesem Abend tatsächlich rasch in einen tiefen Schlaf verfallen, der immer wieder von höchst beunruhigenden Träumen durchzogen wurde. So, als ob sie in ihren Träumen schon geahnt hätte, was unweit von ihr zur selben Zeit geschah.

Traurige Kunde

Katrin fühlte sich am nächsten Morgen besser, wenn auch, wegen ihrer schweren Träume, nicht wirklich ausgeruht. Sie hatte sich gerade mit Hilfe von zwei Tassen Kaffee einigermaßen in den Wachmodus gebracht, als ihre Gastgeberin sie rief. Katrin folgte diesem Ruf und fand bei ihrer Wirtin einen Mann und eine Frau, die ihr als Vertreter der Thurgauer Kantonspolizei vorgestellt wurden. Die beiden bestätigten die schlimmsten Befürchtungen aus Katrins Alpträumen: Nicoletta war tot.

Eine frühe Besucherin des Friedhofs bei der Kirche Oberhofen hatte ihre Leiche gefunden. Zerschmettert am Fuss des Kirchturms. Die von der Finderin alsbald alarmierte Polizei war herbeigeeilt und hatte mit einem einfachen Blick in die Höhe festgestellt, von wo Nicoletta heruntergefallen sein musste. Einer der hölzernen Läden direkt unter der Kirchturmuhre war zersplittert und stand offen. Ein paar Bruchstücke der Lamellen des Fensterladens lagen neben der Leiche und bestätigten den Eindruck. Der Körper von Nicoletta musste den Laden durchbrochen haben und dann runtergestürzt sein. Und einen Sturz aus dieser Höhe überlebte man höchstens mit viel Glück. Nicoletta schien dieses Glück nicht gehabt zu haben.

Eine ebenfalls bald vor Ort aufgetauchte Vertreterin der Kirchgemeinde identifizierte Nicoletta als jene Frau, die bei ihr am Vorabend den Schlüssel zum Kirchturm abgeholt hatte. Von der Vorbesprechung der nächtlichen Aktion her wusste sie Nicolettas Namen. Und ebenso, dass sie im Hof-Tschannen untergebracht war. Deshalb waren die beiden Polizisten schon bald dort aufgetaucht und hatten von der Gastgeberin erfahren, dass Nicoletta die letzten beiden Tage zusammen mit Katrin verbracht hatte.

Diese Information weckte den Verdacht des männlichen Polizisten. Bei diesem handelte es sich um einen jungen Beamten, der mit forschem, ja schneidigem Auftreten eine gewisse Unsicherheit zu kaschieren schien. Misstrauisch hörte er zu, als Katrin von Nicolettas Projekt namens «Endspiel in Lengwil» berichtete und dabei erwähnte, sie selbst sei von der Künstlerin als eine Art Beraterin hinzugezogen worden, um das Projekt durch eine zusätzliche Perspektive zu bereichern. Dass dieses Zusammenspiel ganz und

gar harmonisch verlaufen sei, mochte er nicht glauben, und murmelte stattdessen etwas, das wie «sowas gibt doch immer einen Zickenkrieg» klang.

Warum Katrin denn nicht mit auf dem Kirchturm gewesen sei, wollte er in bellendem Ton wissen. Und als diese erklärte, ein Magen-Darm-Problem habe sie frühzeitig ins Bett gezwungen, konstatierte er hämisch, damit habe sie ja wohl kein Alibi, was sie erst recht verdächtig mache.

Katrin wusste sich zu wehren und fragte in einem bestimmten Tonfall zurück, wessen sie denn überhaupt verdächtigt werde. Ob denn schon klar wäre, dass Nicoletta durch Fremdverschulden zu Tode gekommen sei.

Nun übernahm die Polizistin, eine schon etwas ältere Frau mit einer beinahe mütterlichen Ausstrahlung, das Wort und erklärte, das stünde noch keineswegs fest. Sicher sei nur, dass sie an den Folgen des Sturzes gestorben sei. Sie habe einen Genickbruch erlitten und deshalb nicht lange leiden müssen, fügte sie tröstlich hinzu, sah sie doch, wie erschüttert Katrin über den Tod ihrer kurzzeitigen Freundin noch immer war.

In Katrin erwachten die kriminalistischen Spürgeister, vielleicht auch nur, um sie von ihrer Trauer abzulenken. Nach ihrem Wissen, erläuterte sie, sei es bei Todesfällen durch einen Sturz besonders schwer, sich auf eine bestimmte Todesart festzulegen, könne es sich grundsätzlich immer sowohl um Selbstmord als auch um einen Unfall handeln. Oder eben um einen schwer erkennbaren Mord.

Bei diesen Worten stutzte die Polizistin, die sich als Maja Bachofner vorgestellt hatte, blickte Katrin fragend an und wollte dann wissen: »Moment mal, sind Sie etwa die Katrin Neuer? Die Gemeindefilosophin, die nebenbei gelegentlich hilft, einen Kriminalfall zu lösen?«

Nun war es an Katrin, erstaunt zu blicken: »Ja, die bin ich. Aber woher wissen Sie das?«

»Von Ursula Müller«, gab die Polizistin bereitwillig Auskunft. »Ich habe sie vor einiger Zeit bei einer überkantonalen Weiterbildungsveranstaltung über den möglichen Nutzen der Hilfe von Laien bei der Aufklärung schwieriger Kriminalfälle kennengelernt. Sie hat dabei als positives Beispiel von der Zusammenarbeit mit Ihnen erzählt, die es offenbar mehrfach gab. Sie wusste zu berichten, dass ein offener und vertrauensvoller Informationsaustausch zwischen Ihnen und ihr jedes Mal ein gewichtiger Erfolgsfaktor bei der

Lösung des jeweiligen Falls gewesen sei. Und daraus den Schluss gezogen, dass in bestimmten Fällen eine solche Zusammenarbeit mit Laienermittlern durchaus ein Mittel der Wahl bei der Arbeit der Kriminalpolizei sein könne.«

»Ach, Ursula«, seufzte Katrin, »ich wollte, du könntest jetzt hier sein. Das würde mich trösten und Gewissheit geben, dass der brutale Mord an Nicoletta bald aufgeklärt werden wird.«

»Nun, vorerst müssen Sie mit mir vorliebnehmen«, meinte Maja Bachofner. »Aber wir werden unser Bestes geben. Was macht Sie denn so sicher, dass es Mord war?«

»Weil Nicoletta nicht der Typ für einen Suizid war, und schon gar nicht jetzt, wo sie voll Elan und Begeisterung an ihrem neuen Projekt gearbeitet hat. Und einfach so fällt man nicht durch diese Fensterläden im Kirchturm, einen Unfall schliesse ich also auch aus.«



Turm der Kirche Oberhofen

Moment, ich habe doch Bilder vom Turm, da sehen Sie doch gleich, dass diese hölzernen Läden nur durchbrochen werden können, wenn man jemanden mit voller Kraft dagegen schubst.«

»Das sehe ich auch so«, meinte die Polizistin. »Und ich merke, dass Ihr kriminalistischer Spürsinn Sie nicht verlassen hat. Ich glaube, ich sollte den Ratschlag von Ursula Müller beherzigen und mit Ihnen zusammenarbeiten. Sind Sie dabei?«

»Ich bin dabei«, sagte Katrin nach kurzem Zögern. »Schon, weil ich es Nicoletta schuldig bin, dass ihr Mörder gefasst wird. Was immer ich dazu beitragen kann, tue ich gerne. Und es könnte mir helfen, mich von meiner Trauer abzulenken.«

»Gut, dann wäre das geregelt«, meinte Maja Bachofner. Und zu ihrem jungen Kollegen gewandt sagte sie: »Nun schauen Sie nicht so trotzig. Frau Neuer ist sicher nicht verdächtig. Glauben Sie einer erfahrenen Kriminalpolizistin wie mir. Rufen Sie besser die Kollegen von der Spurensicherung an, um zu erfahren, ob sie am Tatort schon etwas gefunden haben.«

Der junge Polizist tat, wie ihm geheißen wurde, wenn auch etwas mürrisch. Seine Miene hellte sich erst auf, als er berichten konnte, die Kollegen hätten oben im Kirchturm tatsächlich zwei verschiedene, frische Fingerabdrücke sowie zweierlei DNA-Material gefunden. Die einen Spuren würden höchstwahrscheinlich von Nicoletta stammen, die anderen werde man so bald wie möglich mit den eigenen Datenbanken abgleichen. Immerhin liege es nahe, dass sie vom mutmasslichen Mörder stammen würden.

»Haben Sie einen Verdacht, Frau Neuer, wer Nicoletta Jung so sehr gehasst haben könnte, dass er sie umbrachte?«, wollte die Polizistin wissen, nachdem sie die Informationen ihres jungen Kollegen entgegengenommen hatte.

»Dazu habe ich sie nun schlicht zu wenig gekannt«, fand Katrin. »Aber, warten Sie mal, einer kommt mir in den Sinn. Nicoletta hat mir in einem unserer vielen Gespräche unter Frauen erzählt, sie habe sich erst vor kurzem von ihrem Freund getrennt, oder besser, trennen müssen, weil dieser eine Neigung zur Gewalt ihr gegenüber gezeigt habe. Dieser besagte

Exfreund habe sich mit der Trennung nicht abfinden wollen und ihr gedroht, er werde alles tun, damit kein anderer Mann sie haben könne. Leider hat sie keinen Namen genannt, aber, wenn ich mich richtig erinnere, lebt dieser Exfreund im selben Dorf wie sie, da irgendwo im Bregenzerwald.«

»Dann sollten wir ihn ja finden können«, meinte Maja Bachofner. »Herr Kollege, bitten Sie doch gleich mal um Amtshilfe bei unseren österreichischen Kollegen. Frau Neuer und ich werden in dieser Zeit einen Blick in das Zimmer werfen, in dem Frau Jung die letzten Tage gelebt hat.«

Warum Katrin den USB-Stick, der auf dem schmalen Fenstersims des Zimmers »Seeblick«, leicht versteckt hinter dem rot-weiss-karierten Vorhang, lag, gegriffen und in ihre Hosentasche gesteckt hatte, konnte sie später nicht sagen. Es musste eine Art Reflex gewesen sein, begünstigt durch den Umstand, dass die Kommissarin Bachofner nach dem Betreten von Nicolettas ehemaligem Zimmer ganz automatisch in Richtung des Doppelbetts mit den daneben gestellten Nachttischchen geblickt hatte, und so Katrins Treiben nicht beobachten konnte.

Diese selbst vergass den Vorfall sofort wieder, weil sie jetzt von der Kommissarin ausführlich über Nicolettas Persönlichkeit und über deren geplante Kunstaktion in Lengwil befragt wurde. Die Bettwäsche mit ihren Edelweissblüten und Herzen, erklärte Katrin, würde viel über Nicoletta aussagen, auch wenn sie diese Muster ja nicht selber ausgesucht habe. Das Edelweissymbol stünde für Nicolettas Landliebe, und die Herzen dafür, dass sie ihre Arbeit geliebt habe, aber auch mit einer liebevollen Grundhaltung auf andere Menschen zugegangen sei, wie sie, Katrin, selber habe erfahren dürfen.

»Dann gibt es also niemanden, der sie gehasst haben könnte«, folgerte Kommissarin Bachofner, »ausser vielleicht diesem Exfreund. Wie konnte es denn sein, dass eine offenbar kluge und lebensstüchtige Frau wie Nicoletta Jung auf einen zur Gewalttätigkeit neigenden Mann hereingefallen ist? «

»Glauben Sie mir, Frau Bachofner, diese Frage hat sie sich auch gestellt«, gab Katrin zurück. »Wir haben lange darüber geredet und sind zum vielleicht etwas resignierenden Schluss gekommen, dass wir Frauen in der Liebe immer die grössten Fehler machen. Keine ist davor gefeit, sich in den falschen Mann zu verlieben, auch wenn alle rationalen Argumente gegen ihn

sprechen. Wahrscheinlich passiert das Männern auch, aber die reden weniger darüber, weil sie sich dann ja eingestehen müssten, dass auch ihr Urteil nicht fehlerfrei ist.«

»Noch wissen wir ja nicht, ob dieser Fehler von Frau Jung in ihrem Fall ein tödlicher Fehler war«, meinte die Kommissarin. »Aber danke, dass Sie mir so erschöpfend Auskunft gegeben haben. Dabei sehe ich doch, dass das Reden über Nicoletta Sie erschöpft hat. Was ich nicht erstaunlich finde. Immerhin scheinen Sie in der kurzen Zeit, in der Sie sie kannten, ein erstaunlich inniges Verhältnis zu ihr aufgebaut zu haben, und eine neugewonnene Freundin nach so kurzer Zeit zu verlieren, geht sicher an die Nieren. Ich schlage vor, Sie legen sich jetzt noch einmal aufs Ohr, machen später vielleicht einen kleinen Spaziergang und essen einen Happen, damit Sie bei Kräften bleiben. Danach gehen Sie früh ins Bett. Ich rufe Sie morgen wieder an. Vielleicht haben wir bis dahin ja schon etwas rausgefunden.«

Den Laptop von Nicoletta, der auf der weissen Steinplatte des einen Nachttischchen lag, übrigens nicht weit oberhalb einer altmodischen Bettpfanne, die in einer Öffnung des Nachtkästchens stand, nahm die Polizistin mit. Sie beorderte noch die Spurensicherung zu einer gründlicheren Durchsuchung von Nicolettas Zimmer, das in einer ersten oberflächlichen Untersuchung keine Geheimnisse über Nicolettas Leben oder gar Tod enthüllt hatte.

Bevor Maja Bachofner sich zum Gehen wandte, hatte sie noch eine Frage an Katrin: »Sagen Sie, laut Ursula Müllers Erzählung haben sie bei den meisten Fällen nicht allein ermittelt, sondern zusammen mit einem Freund von Ihnen, einem gewissen Herrn Vonlanthen, wenn ich mich recht erinnere. Ganz direkt gefragt: Gibt es den noch, und wird er Ihnen auch diesmal bei den Ermittlungen helfen?«

Katrin liebte eine direkte Gesprächsform und konnte trotz ihres Kummers und ihrer Erschöpfung schmunzeln: »Ja, den gibt es noch, und, um Ihre Neugier noch mehr zu befriedigen, er ist immer noch mein Freund. Das heisst, wir sind ein Liebespaar, das auf Distanz zusammen ist und sich nur gelegentlich leibhaftig trifft. Wir sind zu verschieden, als dass ein dauerhaftes Zusammenleben funktionieren könnte, aber andererseits ergänzen wir uns auch ganz gut und freuen uns über die Andersartigkeit der

oder des Anderen. Wahrscheinlich hat deshalb auch unsere gemeinsame Ermittlertätigkeit immer wieder ganz gut geklappt. Ich werde ihn gleich anrufen und ihn bitten, hierher zu mir zu kommen. Vermutlich wird er nicht sehr erfreut sein, schon wieder in einen Kriminalfall verwickelt zu werden, aber ich werde ihn schon davon überzeugen, dass er mit mir zusammen ermittelt.«

Nachdem sie diese Auskünfte erhalten hatte, verabschiedete sich die Kommissarin. Katrin rief Oliver an und freute sich nach dessen Rückruf über seine Zusage, am nächsten Tag via Konstanz zu ihr zu kommen.

Zu zweit

Als Katrin aufwachte, stellte sie fest, dass ihr Schlaf erholsamer gewesen war, als sie befürchtet hatte. Offenbar hatte ihr Körper beschlossen, das Leben müsse, allen schrecklichen Geschehnissen zum Trotz, weitergehen, und sie war ihm dankbar für dieses Signal. Zusätzlich wurden ihre Lebensgeister geweckt, als ihr ein Blick durch das Fenster einen weiteren frühlingshaften Tag anzeigte. Und schliesslich würde in ein paar wenigen Stunden Oliver bei ihr sein.

So beschloss sie, entgegen ihren sonstigen Gewohnheiten ein ordentliches Frühstück zu sich zu nehmen. Da sie am Vortag kaum einen Bissen runtergebracht hatte, gab es auf diesem Gebiet einiges nachzuholen. Danach fühlte sie sich fit genug, um den Weg zum Bahnhof Lengwil zu Fuss in Angriff zu nehmen.

Ursprünglich hatte sie nur zur Bushaltestelle Illighausen-Wilen gehen wollen, von wo einmal pro Stunde ein Bus in Richtung Lengwil, Dorf fuhr. Sie wäre dann entweder deutlich zu früh oder etwas zu spät am Bahnhof gewesen. Beide sich daraus ergebenden Möglichkeiten erschienen ihr unbefriedigend. Weder wollte sie ihren Liebsten minutenlang am Bahnhof rumstehen lassen, noch hatte sie Lust, den früheren Bus zu nehmen und dann fast eine Stunde lang in Bahnhofsnähe rumzuhängen.

Deshalb entschied sie sich für den Fussweg. Sie studierte ausgiebig den Ortsplan von Lengwil, der ihr, wie in vielen anderen Gegenden, die sie ausgekundschaftet hatte, zu einem wertvollen Orientierungsmittel geworden war. Bald hatte sie eine Route festgelegt. Diese führte sie, zunächst auf schmalen Fusspfaden, vom Hof Tschannen vorbei am Ekkharthof in Richtung Dettighofen. Weiter ging es auf Quartierstrassen vorbei am Schulhaus Oberhofen bis zur Hauptstrasse. Dieser folgte sie ein kurzes Stück, um dann nach links in die Bahnhofstrasse einzubiegen, die sie direkt zur Haltestelle brachte.

Dort kam sie ein ganzes Stück zu früh an. Entweder hatte sie die Streckenlänge über- oder ihre eigene Gehgeschwindigkeit unterschätzt. Das war ihr letztlich egal. Sie nutzte die Gelegenheit, noch etwas Sonne zu tanken. Und natürlich fiel ihr auch ein, dass sie erst vor drei Tagen aus der

anderen Richtung hier angekommen und von Nicoletta herzlich empfangen worden war. Wie hatten sie doch herzlich über diese seltsame Formulierung «Halt auf Verlangen» lachen können!

Katrin hatte Oliver ausdrücklich darauf hingewiesen, dass er im Zug den entsprechenden Knopf drücken müsse, wenn er sicher gehen wolle, dass der Zug in Lengwil halten würde. Offenbar war die Botschaft angekommen, denn bald hielt die S-Bahn und entliess ihren Freund und Gefährten bei der Lösung von Kriminalfällen. Oliver erschien ihr in diesem Moment wie ein Fels in der Brandung, weshalb sie ihn mit einem entsprechend innigen Kuss begrüßte.

Oliver war es gewohnt, auf seinen vielen Reisen in die ganze Welt mit schmalstem Gepäck auszukommen, und so hatte er auch jetzt alles, was er für ein paar Tage Aufenthalt in Lengwil brauchte, in einem Rucksack untergebracht. Das erleichterte es Katrin, direkt nach der Begrüssung ein Anliegen vorzutragen: »Könnten wir als erstes zum Tatort gehen? Ich war noch nicht dort, will ihn aber unbedingt sehen. Und mit dir an meiner Seite wird es mir dort sicher besser gehen, als wenn ich allein wäre. Es ist nicht weit und geht fast flach. Und deinen Rucksack trage ich gerne, wenn du möchtest.«

»So weit kommt es noch«, schmunzelte Oliver. »Ich habe mich seelisch schon darauf vorbereitet, dass wir wieder etliche Fussmärsche unternehmen werden, auch wenn du um meine Abneigung gegenüber dieser Fortbewegungsmethode weisst. Immerhin habe ich dank dir gelernt, dass ich es durchaus schaffe, ein wenig zu wandern. Und den Rucksack kann ich sehr wohl selber tragen.«

Unterwegs in Richtung Kirche Oberhofen fasste Katrin kurz zusammen, was sie über den Tod von Nicoletta und deren allzu kurzes Leben davor wusste. Oliver hörte aufmerksam zu, ohne den Sinn für seine Umgebung zu verlieren. Ein paar Mal blieb er stehen, um ein Haus in Augenschein zu nehmen, das ihn interessierte. Dann meinte er: »Erstaunlich viele gut erhaltene Fachwerkhäuser gibt es hier.«

»Du meinst Riegelhäuser«, entgegnete Katrin. »Nein, ich weiss schon, dass es manchmal für dasselbe Phänomen im deutschen und im schweizerischen Deutsch unterschiedliche Bezeichnungen gibt. Ist ja auch wurscht. Ich finde

es einfach schön, dass dir dieser Baustil auch gefällt, obwohl er doch charakteristisch ist für ländliche Gebiete, mit denen du es ja sonst nicht so hast.«

»Na komm, daran hat sich doch dank dir eine Menge geändert«, meinte Oliver, der erleichtert darüber war, dass sich Katrin offenbar bereits wieder so gut gefangen hatte, dass sie an die sich zwischen ihnen oft entspannende Diskussion über die Vorzüge von Stadt und Land anknüpfen konnte. »Du hast mir doch die Schönheiten des Landlebens bei etlichen Gelegenheiten ein ganzes Stück nähergebracht.«

»Trotzdem bleibst du eine Stadtmaus und ich eine Landmaus, und das ist ja auch gut so«, fand Katrin. »Obwohl ich es auch schön fand, in Nicoletta eine Gleichgesinnte gefunden zu haben, eine Landmaus, die viele meiner Überzeugungen geteilt hat. Wenn man gewisse basale Selbstverständlichkeiten teilen kann, macht das die Kommunikation nun mal wesentlich leichter, als wenn man sich, wie wir, immer wieder klar machen muss, dass man von ganz unterschiedlichen Grundpositionen ausgeht. Aber, wie dem auch sei, ich freue mich, wie gesagt, dass du nicht gleich wieder über Dörfer und Käffer schnödest, sondern etwas wie diese Riegelhäuser schätzt.«

»Na, hör mal, ich bin ja nicht stur«, entrüstete sich Oliver. »Ich kann durchaus über den Tellerrand hinauseucken. Und deshalb empfinde ich diese Fachwerkhäuser nicht nur als mit einer optimalen Technik gebaut, sondern auch als schön.«

»Also sowohl intellektuell als auch ästhetisch befriedigend«, lachte Katrin, deren Stimmungsschwankungen gerade wieder auf ein Hoch zusteuerten. »Ja, genau so geht es mir auch, und diese Einigkeit zwischen uns erlebe ich als schön.«

Sie näherten sich jetzt dem weit herum sichtbaren Turm der Kirche Oberhofen. Katrin fühlte sich nicht in der Lage, belehrende Vorträge über die Geschichte und Besonderheiten dieser Kirche zu halten, und beschränkte sich deshalb darauf zu erzählen, dieser markante Kirchturm gehöre, laut dem, was sie von Nicoletta erfahren habe, zu jenen Dingen in der Gemeinde Lengwil, auf die so gut wie alle Einheimischen stolz seien.

Als Katrin und Oliver die Kirche umrundet und die dem Friedhof zugewandte Seite erreicht hatten, blickten sie zum Turm hoch und sahen, dass der zersplitterte Fensterladen eine hässliche Wunde in den sonst so harmonischen Anblick von Kirche und Turm gerissen hatte.

Ansonsten deutete nur wenig darauf hin, dass hier ein Verbrechen stattgefunden hatte: Ein vergessenes Stück Absperrband der Polizei flatterte im Wind, und bei näherem Zusehen konnte man auf der Steinplatte, auf die Nicoletta aufgeschlagen haben musste, unschwer Blutflecken erkennen. Oliver spürte, dass Katrin bei diesem Anblick den Tränen nahe war, und ergriff ihre Hand.

Schweigend standen sie so eine ganze Weile dicht beieinander und Hand in Hand. Dann blickte Katrin zu Oliver hoch und fragte: »Hilfst du mir, den Mörder zu finden? Ich bin es Nicoletta schuldig, dass diese Tat nicht ungesühnt bleibt. Sie wollte hier doch das «Endspiel von Lengwil» inszenieren, und nun hat sie in Lengwil ihr eigenes Endspiel gefunden, bevor sie ihr Werk vollenden konnte. Das hat sie einfach nicht verdient.«

»Nach dem, was ich bisher weiss, hast du sicher recht«, befand Oliver. »Und ja, natürlich helfe ich dir, so gut ich kann. Ein paar Tage kann ich hierbleiben, und das hat uns doch bisher immer genügt, um einen Fall aufzuklären. Ich bin dabei, unter einer Bedingung.«

»Und die wäre?«, wollte Katrin wissen.

»Dass wir uns nicht die ganze Zeit mit Kriminalisieren beschäftigen«, meinte Oliver entschieden. »Sondern, dass du mir etwas von Lengwil zeigst. Und, vor allem, dass wir uns auch Zeit füreinander nehmen.«

»Aber klar doch, Liebster«, seufzte Katrin erleichtert, »das ist auch ganz in meinem Sinne. Also fangen wir doch gleich damit an. Siehst du diese Grabsteinreihen? Fällt dir dabei etwas auf?«

Oliver betrachtete sich die direkt vor ihm liegende Reihe von etlichen Gräbern genauer. Erst wirkte er ratlos, doch dann hellte sich seine Miene auf: »Ich sehe gerade ein Vorurteil von mir widerlegt. Ich dachte immer, die Schweizer würden immer höchsten Wert auf Präzision legen und keine Abweichung von der geraden Linie dulden. Die Grabsteine in dieser Reihe aber sind keineswegs exakt ausgerichtet, sie stehen alle etwas schief und bilden so keine schnurgerade Linie. Das ist nicht das Werk von

Korinthenkackern. Wenigstens Schweizer Grabsteine verströmen hier einen Hauch von Anarchie.«

»Du meinst wohl «Tüpflichisser», schmunzelte Katrin, »schon wieder zwei Bezeichnungen für ein Ding. Aber genau dasselbe ist mir auch aufgefallen, als ich das erste Mal hier war. Und ich fand, diese leichte Schiefe der Grabsteine hätte etwas ungemein Tröstendes, weil Menschliches. Schön, dass wir in manchem eben doch einen gemeinsamen Blick haben. Komm, ich zeige dir noch etwas.«

Sie zog Oliver ein paar Schritte weg von der Kirche hinüber zum grossen Parkplatz des Gasthofs Rössli, das leider pandemiebedingt wie alle anderen Gasthäuser in Lengwil immer noch geschlossen war. Der Parkplatz war entsprechend leer, was einen ungehinderten Blick auf eine an dessen Rand stehende Holzskulptur erlaubte:



Paarskulptur beim Rössli in Oberhofen

»Huch, das sind ja wir«, entfuhr es Oliver. »Oder empfindest du das als Kitsch?«

»Und wenn schon?«, gab Katrin zurück. »Mit etwas bösem Willen könnte man diese Paarskulptur sicher zum Kitsch erklären, aber im Moment finde ich sie einfach schön. Weil sie Innigkeit verkörpert, die es zwischen zwei Menschen geben kann. Wie bei uns in den besten Momenten.«

»Ja, so spüre ich das auch gerade«, sagte Oliver, und umarmte Katrin nach dem Vorbild der Skulptur. »Und ich freue mich schon sehr auf noch innigere Umarmungen.«

»Du frivoler Schlimmer«, tadelte Katrin mit einem Lächeln. »Aber es geht mir ja genauso.« Dann kramte sie ihr iPhone hervor und schaute auf die Zeitanzeige: »Darum zeige ich dir jetzt auch unser Zimmer. In fünf Minuten fährt das Postauto von Oberhofen Dorf, gleich bei der Kirche, nach Illighausen Wilen. Von dort sind es nur noch ein paar Minuten zu Fuss bis zu unserer Herberge.«

Oliver war sehr angetan vom Doppelzimmer «Romantik» und hätte sich am liebsten gleich mit Katrin auf dem Bett mit dem schmiedeeisernen Rahmen verlustiert, doch diese wollte ihm erst noch die Umgebung zeigen. Zudem verspürte sie schon wieder so etwas wie Appetit. Oliver hatte unterwegs bei einem Take-Away genügend köstliche Lebensmittel für den Rest des Tages besorgt, weil er wusste, dass die Restaurants geschlossen waren, und einen Teil davon konnten sie jetzt draussen im Garten verzehren.

Katrin wusste von ihrer gemeinsamen Zeit mit Nicoletta auf dem Hof, dass sie die Erlaubnis hatten, sich an der Kaffeemaschine selber zu bedienen, und holte zum Abschluss ihres Mahls zwei Becher, zu dem sie als Krönung eine Verdauungszigarette rauchten. Immerhin hatten sie sich seinerzeit durch ihr gemeinsames Laster kennengelernt und wollten auf dieses Gemeinsamkeitsritual nicht ganz verzichten, auch wenn sie beide mittlerweile ihren Rauchkonsum deutlich eingeschränkt hatten.

Danach gab es genügend Zeit für Katrin, Oliver ausführlicher zu erzählen, worum es Nicoletta bei ihrem Projekt gegangen war, und welche neuen Perspektiven sich bei ihren gemeinsamen Besichtigungen und Gesprächen geöffnet hatten. Nicoletta habe, so lautete Katrins Quintessenz, im Zusammenschluss von Oberhofen und Illighausen zur neuen Gemeinde Lengwil noch viele bisher ungenutzte Potenziale gesehen und ihren Beitrag dazu leisten wollen, dass diese Potenziale noch besser ausgeschöpft werden könnten.

Sie zeigte Oliver aus der Bilddatei ihres Smartphones das neue Gemeindewappen von Lengwil und erklärte dessen Symbolik. Nicoletta sei es

darum gegangen, die aufwärtsstrebenden Schweife in der Mitte des Wappens zum Leben zu erwecken, um noch stärker aus bisher Getrenntem Gemeinsamkeit zu schaffen. Und ausgerechnet diese Frau, die doch nur habe verbinden wollen, sei nun auf brutalste Weise von allem getrennt worden, auch von ihrem eigenen Leben.

Ob sie denn einen Verdacht habe, wer das getan haben könnte, wollte Oliver wissen. Doch ausser dem Exfreund, der sich als gewalttätig erwiesen hatte, fiel ihr dazu nichts ein.

»Wobei der Gedanke, dass dieser Exfreund der Mörder von Nicoletta sein könnte, gar nicht so abwegig ist«, meinte ein nachdenklicher Oliver. »Das wäre dann ein klassischer Femizid.«

»Was, du kennst diesen Begriff?«, wunderte sich Katrin.

»Ja, wenn auch noch nicht lange«, antwortete Oliver. »Ich muss zugeben: Nur weil das Thema in letzter Zeit ziemlich intensiv in den Medien behandelt wurde, ist mir bewusst geworden, welche Ausmasse das hat. Und nur deshalb habe ich gelernt, dass man als Femizid die Tötung von Frauen und Mädchen aufgrund ihres Geschlechts bezeichnet. Ich konnte mir bisher schlicht nicht vorstellen, welches Ausmass dieses schreckliche Phänomen hat.«

»Immerhin bist du lernfähig«, lobte Katrin. »Als Frau lag mir dieses Thema natürlich näher, und mir ist schon länger klar, wie viele Morde an Frauen es gibt, und zwar ausschliesslich aufgrund der Tatsache, dass diese Frauen sind. Und das gibt es eben nicht nur in sogenannten weniger entwickelten Kulturen, sondern auch bei uns. Und zwar in allen Gesellschaftsschichten. Überall haben Männer das Gefühl, sie könnten mit Frauen machen, was sie wollten, nur weil sie angeblich das stärkere Geschlecht seien. Sie notfalls also aus gekränkter Eitelkeit auch töten.«

»Aber doch nicht hier, in einer so friedlichen, ländlichen Gegend!«, fand Oliver.

»Doch«, meinte Katrin, »das passiert auch in solchen Gegenden. Als ich über die Region Thurgauer Seerücken recherchiert habe, um mich auf meine Begegnung mit Nicoletta vorzubereiten, bin ich auf einen klassischen Fall von Femizid gestossen, gar nicht mal weit weg von Lengwil. Ist zum Glück mehr als ein Jahrzehnt her, aber vermutlich unvergessen.«

»Und ich dachte immer, so etwas gäbe es nur in grösseren Städten«, meinte Oliver. »Aber so kann man sich irren. Du glaubst also, Nicoletta sei von ihrem Exfreund umgebracht worden, weil sie ihn verlassen hatte? Und er dachte, dann solle sie eher tot sein als einem anderen Mann gehören?«

»Wundern würde es mich jedenfalls nicht«, fand Katrin. »Derartige grauenhafte Frauenbilder aus uralten Zeiten leben leider noch in zu vielen männlichen Köpfen fort. Aber da müssen wir jetzt erst einmal abwarten, was die Polizei mit Hilfe ihrer österreichischen Kollegen herausfindet.«

Just in diesem Moment rief Maja Bachofner an, um ihr Versprechen einzuhalten. In Sachen Exfreund, wusste sie zu berichten, gäbe es noch keine Neuigkeiten. Amtshilfe über Landesgrenzen hinweg daure eben immer etwas länger, fügte sie entschuldigend hinzu. Hingegen sei man bei der Auswertung der Spuren aus dem Kirchturm einen Schritt weitergekommen. Die einen stammten zweifelsfrei vom Opfer, also von Nicoletta. Die anderen, bei denen man nach wie vor davon ausginge, es handle sich um die Spuren des Mörders, habe man leider in keiner Datenbank identifizieren können. Erst, wenn man einen Tatverdächtigen hätte, könnte man diesen aufgrund der Spuren überführen, aber so weit sei es leider noch nicht.

Auch Katrin hatte keine weiteren Hinweise zu geben, weshalb die Kommissarin sich mit dem Versprechen verabschiedete, am nächsten Tag wieder anzurufen, nicht ohne davor Katrin geraten zu haben, sie solle vorläufig einfach die Zeit mit Oliver geniessen.

Diese tat, wie ihr geheissen. Und wieder einmal spürte sie in dieser Nacht, wie Eros gerade angesichts des Todes zum vollen Leben erblüht, als wolle er beweisen, dass das Leben doch stärker ist als der Tod. Ihrer Vereinigung mit Oliver jedenfalls verlieh Eros ungeahnte Flügel.

Dorf-Idylle?

»Mein Gott, diese Schweizer!«, seufzte Oliver. »Ich muss bei solchen Geschichten immer an den alten Witz denken: Kinder aus verschiedenen Ländern werden gefragt, wie bei ihnen die Babys produziert werden. Alle geben eine mehr oder weniger plausible Antwort. Nur der kecke Schweizer Knabe sagt: «Auch das ist bei uns von Kanton zu Kanton unterschiedlich geregelt.» So ergeht es mir immer wieder.«

»Und was ist mit den Schweizerinnen?«, fragte Katrin neckisch zurück. »Aber in dem Punkt hast du recht: Die politischen Ordnungen, über die wir gerade reden, wurden meistens noch ausschliesslich von Männern gemacht, weil es das Frauenstimmrecht hierzulande ja erst seit beschämenden 50 Jahren gibt.«

Sie hatte ihm, bei einem weiteren Kaffee nach dem Frühstück, eine kurze Einführung in die Gemeinde Lengwil gegeben und ihm, mit Hilfe des unentbehrlichen Ortsplans, erklärt, die heutige Gemeinde Lengwil sei vor über 20 Jahren aus dem Zusammenschluss der beiden bis dato selbständigen Gemeinden Illighausen und Oberhofen entstanden, wobei zu letzterer auch die Dörfer Dettighofen und Lengwil gehört hätten. Um keine der beiden Ursprungsgemeinden zu brüskieren, habe man als Namen der neuen Gemeinde Lengwil gewählt, wohl nicht zuletzt deshalb, weil die dazugehörige Bahnstation immer schon Lengwil geheissen habe.

Das mit der Einheitsgemeinde sei allerdings relativ zu verstehen, gebe es doch nach wie vor zwei unabhängige Schulgemeinden. In manchen Kantonen sei das immer noch üblich, während andere längst ihre Schulgemeinden in die politischen Gemeinden integriert hätten. Thurgau aber halte es nach wie vor mehrheitlich mit unabhängigen Schulgemeinden. Es war diese Erläuterung gewesen, die Oliver zu seinem Seufzen veranlasst hatte.

»Ich verstehe dich übrigens gut«, meinet Katrin dazu. »Auch ich staune immer wieder darüber, wie unterschiedlich die Kantone ihre politischen Organe und Prozesse organisieren, und muss mich deshalb immer wieder fragen, in welchem Kanton ich gerade bin, um mich in die Strukturen eindenken zu können.«

Oliver, der als Stadtsoziologe nicht nur digitale, sondern auch gedruckte Pläne lesen können musste, liess sich auf dem Ortsplan zeigen, wo die Schulhäuser von Oberhofen und Illighausen lagen, und kommentierte dann: »Sagtest du nicht, es sei Nicoletta darum gegangen, das Vereinigungspotenzial besser auszuschöpfen? Da dürfte diese Schulstruktur aber ein ziemliches Hindernis sein, oder?«

»Ja, vermutlich das grösste, wenn ich ihren Auskünften trauen kann«, antwortete Katrin. »Bis zur sechsten Klasse gehen die Kinder in zwei verschiedene Schulen und haben über deren Grenzen hinweg nur wenig Kontakte zu Gleichaltrigen. Und in der Oberstufe ändert sich daran nichts, im Gegenteil, denn die Oberstufenschüler beider Schulgemeinden gehen in unterschiedlichen Nachbargemeinden zur Schule. Damit entfallen auch für die Eltern die Möglichkeiten, sich gegenseitig kennenzulernen.«

»Ja, das ist dümmert«, stimmte Oliver zu. »Ich kann mir gut vorstellen, dass gerade in kleineren Gemeinden die Schule einen wichtigen Kontaktort bildet. Aber, sag mal, das müssen dann ja ziemlich kleine Schulen sein?«

»Ja«, sagte Katrin, »wobei ich noch hinzufügen muss, dass das Schulhaus in Illighausen nur eines von vier Schulhäusern der Schulgemeinde Kemmental ist, zu der Illighausen gehört. Das Schulhaus dort ist in der Tat eine Zwergschule mit insgesamt gerade mal 32 Schülerinnen und Schülern, verteilt auf die sechs Klassen der Unter- und Mittelstufe.«

»Das bedeutet doch sicher, dass der Unterricht klassenübergreifend erteilt wird?«, erkundigte sich Oliver.

»Ja«, sagte Katrin, »Nicoletta hatte noch vor meiner Ankunft mit dem Hauptlehrer ausführlich gesprochen und war sehr angetan von dieser Person, der Pädagoge mit Haut und Haaren sein muss und viel Energie und Herzblut in seine Zwergschule steckt. Offenbar sind alle Schülerinnen und Schüler einmal am Tag zusammen und verteilen sich dann auf zwei Schulzimmer und einen Werkraum. Es wird viel in kleinen Gruppen gearbeitet, wobei ältere Lernende eine Art Mentorenfunktion übernehmen.«

»Klingt spannend«, fand Oliver. »Und das macht dieser Hauptlehrer alles ganz allein?«

»Nein, das denn doch nicht«, gab Katrin Auskunft, »das Team der Lehrpersonen umfasst fünf Leute. Aber vieles hängt sicher an dieser Person.

Ich habe in anderen Orten gehört, dass das Funktionieren von klassenübergreifendem Unterricht sehr stark von der Lehrperson abhängt. Manche können es sehr gut, andere gar nicht. Insofern hat die Schule von Illighausen sicher Glück mit jemandem, der die Schule neben der Kirche als letzten Kulturträger im Dorf und deshalb als unbedingt erhaltenswert betrachtet. Und der die Kinder und sich selbst immer wieder vor neue Herausforderungen stellt. Neulich hat er zum Beispiel unter Einbezug aller Kinder ein Dorfvideo von erstaunlicher Qualität gedreht, was offenbar ein grösseres Engagement erforderte. Willst du es sehen? Ich kann es dir auf meinem Tablet zeigen. Man findet es auf der Homepage von Lengwil.«

»Wie lange dauert es denn?«, erkundigte sich Oliver vorsichtig.

»Moment, das haben wir gleich«, sagte Katrin. »Ah, hier: sechs Minuten und 45 Sekunden«.

»Gut, dann leg los.«

Nachdem sie sich das Video angeschaut hatten, meinte Oliver anerkennend: »Wirklich gut gemacht. Das macht ja direkt «gluschtig», wie Ihr Schweizerinnen sagt, sich das Dorf selber anzuschauen. Ist es weit bis dahin?«

»I wo«, meinte Katrin, »nicht mehr als ein kleiner Frühlingsspaziergang. Wir müssen zur Bushaltestelle, an der wir neulich ausgestiegen sind, und von dort sind es nur noch ein paar Schritte bis zum Dorfkern von Illighausen. Ich würde mir das durchaus gerne auch noch einmal ansehen. Aber erst muss ich mich etwas ausgehertig machen.«

Während sie das tat, googelte Oliver nach Illighausen und stiess bald auf eine Meldung, die ihn so interessierte, dass er sie sofort Katrin mitteilen musste, als diese wieder erschien. Für diese war die Geschichte nicht neu, sie hatte bereits von Nicoletta davon gehört. Weil in Illighausen die normalen Handysignale so schwach waren, dass im Notfall keine Verbindung gewährleistet werden konnte, war man auf die Idee gekommen, im Turm der Kirche Illighausen eine 5G-Antenne zu installieren. Die zuständige Kirchgemeinde hatte in einer Abstimmung dem Vorhaben deutlich, nämlich mit 124 zu 77 Stimmen, ihren Segen erteilt, doch es gab weiterhin so viele Widerstände, dass es noch nicht realisiert werden konnte.

»Dass Illighausen eine eigene Kirche hat, habe ich im Video gesehen«, meinte Oliver. Wie ist das denn: Sind auch die Kirchgemeinden getrennt wie die Schulgemeinden?«

»Nein«, gab Katrin Auskunft, es gibt die einheitliche reformierte Kirchgemeinde Lengwil, und die verfügt über zwei Kirchen. Die eine in Oberhofen hast du gesehen, dort wurde Nicolettas Leiche gefunden, und die andere steht in Illighausen. Über diese ist der Streit um die 5G-Antenne ausgebrochen.«

»Kompliziert ist das alles«, fand Oliver. »Was meinst du denn zu diesem Antennenstreit?«

»Als Aussenstehende würde ich mich da nie einmischen«, entgegnete Katrin. »Ich bin eingefleischte Demokratin und finde, man sollte einen demokratisch gefällten Entscheid respektieren, zumal dann, wenn er so deutlich ausgefallen ist wie in diesem Fall.«

»Na gut«, fand Oliver, »aber offenbar lassen sich die tiefsitzenden Ängste, die mit der 5G-Technik verbunden sind, auch durch einen Mehrheitsentscheid nicht so leicht aus der Welt schaffen. Ich lese hier gerade, dass Gegnerinnen und Gegner der Antenne eine Petition an die Kirchenvorsteherschaft eingereicht haben, mit dem Ziel, den Bau der Antenne doch noch zu verhindern.«

»Du hast recht«, meinte Katrin nachdenklich, »die Ängste sitzen offenbar tief, und das ist ja nicht nur in Lengwil beziehungsweise Illighausen so. Wie erklärst du dir das?«

»So ganz nachvollziehen kann ich dieses Phänomen nicht, dazu bin ich zu sehr Rationalist«, gestand Oliver, »aber versuchen können wir es ja trotzdem mal. Ich denke, eine wichtige Quelle dieser Angst ist die Natur dessen, wovor diese Menschen Angst haben. Es geht ja, vereinfacht gesagt, um die Angst vor schädlichen Wirkungen von Strahlungen. Und Strahlungen wirken auf manche Menschen deshalb so unheimlich, weil es keinen menschlichen Sinn gibt, um Strahlungen wahrzunehmen.«

»Verstehe«, nahm Katrin den Faden auf, »der unsichtbare Feind ist der gefährlichste Feind.«

»Ja, so ticken wir Menschen offenbar«, bestätigte Oliver. »Weisst du, dass es in Deutschland oft dort am meisten Ausländerfeindlichkeit, ja

Ausländerhass gibt, wo faktisch am wenigsten Ausländer leben? Das geht doch in dieselbe Richtung.«

»Dazu kommt noch«, ergänzte Katrin, »dass es ja tatsächlich Strahlungen gibt, die schädlich sind. Ich denke da an die radioaktive Strahlung.«

»Das bedeutet ja noch lange nicht, dass auch die Strahlungen von Handyantennen gefährlich sein müssen«, entrüstete sich Oliver, um dann versöhnlicher fortzufahren: »Aber ich sehe ein, dass es für Menschen ohne den entsprechenden naturwissenschaftlichen Bildungshintergrund naheliegt, diese Gleichsetzung zu machen.«

»Du meinst also, alle 5G-Gegner seien ungebildet?«, wollte Katrin wissen.

»Mitnichten«, entgegnete Oliver. »Soviel ich weiss, gibt es auch Wissenschaftler in diesen Kreisen. Sie sind zwar gegenüber der wissenschaftlichen Mehrheitsmeinung deutlich in der Minderheit, argumentieren aber vielleicht gerade deswegen umso überzeugter von ihrer Meinung. Wenn nun jemand, der verunsichert ist und Angst hat, auf eine solche Meinungsäußerung stösst, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass er anfängt, daran zu glauben. Und wenn du dann anfängst, den Vernetzungen im Internet zu folgen, welche diese Meinung unterstützen, landest du schnell in einer sozialen Blase, die nur noch Positionen akzeptiert, die dem eigenen Glauben entsprechen, und alle anderen ausschliesst.«

»Ja, so kann es enden«, bestätigte Katrin. »Aber ich würde gerne noch einmal auf den Anfang zurückkommen, also auf die Angst vor 5G. Man hört ja immer wieder von Menschen, die solche Strahlungen spüren wollen. Nehmen wir mal an, es gäbe tatsächlich Menschen, die sensibler für bestimmte Strahlungen sind als der Rest der Menschheit, und sie würden also tatsächlich schädliche Folgen der Strahlung von Handy-Antennen spüren. Muss man dann die Angst davor nicht ernst nehmen? Ich meine, Besorgnis um die eigene Gesundheit und jene seiner Lieben ist doch ein ehrenwertes und legitimes Motiv, oder nicht? Nicoletta hat mir erzählt, sie habe sich mit der Kirchenvorsteherin unterhalten, die für die erwähnte Abstimmung zuständig war, und die in deren Vorfeld auch intensiv mit Gegnerinnen und Gegnern der 5G-Antenne im Kirchturm gesprochen hatte. Dabei habe sie gelernt, diese Besorgnis ernst zu nehmen.«

»Die Frage ist doch,« nahm Oliver den Faden auf, »was es bedeutet, solche Ängste ernst zu nehmen. Ich meine, man kann ihnen doch nicht bedingungslos folgen und so zum Beispiel jeden technischen Fortschritt verhindern. Immerhin gibt es schwerwiegende Argumente für den Nutzen der 5G-Technologie. Es geht ja nicht nur darum, den völlig vorsintflutlichen Zustand zu beenden, dass es in Illighausen so gut wie kein Netzsignal gibt, sondern es geht auch um die Zukunft. In nicht allzu ferner Zeit wird man ohne superschnelle Internetverbindungen keine selbstfahrenden Fahrzeuge fahren lassen können, und auch eine zunehmend digitalisierte Landwirtschaft wird nicht ohne auskommen. Wir haben es also mit einem Konflikt zwischen zwei Interessen zu tun, und da kann es kein wirkliches richtig oder falsch geben.«

»Und genau für solche Fälle wurde die Demokratie erfunden«, merkte Katrin trocken an. »Wenn es kein eindeutiges richtig oder falsch gibt, entscheidet die Mehrheit, welche Interessen höher zu gewichten sind. Was im Falle des Kirchturms von Illighausen ja geschehen ist. Warum die unterlegene Minderheit diesen Entscheid nicht akzeptiert, sondern munter weiter Widerstand leistet, verstehe ich nicht.«

»Da kommen wir jetzt fast schon in philosophische Sphären«, meinte Oliver. »Ich glaube, es handelt sich hier um ein Zeitphänomen, das weit über die 5G-Frage hinausgeht. Menschen, die verunsichert sind, klammern sich oft an eine Position, die vermeintliche Sicherheit verspricht, und lassen sich durch nichts davon abbringen. Menschen, die mit den rasanten Veränderungen unserer Zeit, zum Beispiel dem technologischen Wandel, nicht zurechtkommen, sehnen sich nach der guten alten Zeit, in der angeblich alles besser war. Und Menschen, die zwar ahnen, dass die Welt heutzutage komplex wie nie ist, aber diese Komplexität nicht akzeptieren können oder wollen, stürzen sich geradezu auf vermeintlich einfache Wahrheiten.«

»Ich sehe, du bist wirklich ein guter philosophischer Denker«, lobte Katrin. »Du meinst also, eine einfache sogenannte Wahrheit wie »5G-Antennen sind schädlich« gehört in diese Kategorie. Und daran wird festgehalten, auch wenn die Mehrheit der Experten und der Stimmberechtigten anderer Ansicht ist.«

»Könnte doch sein, oder?«, meinte Oliver. »Das Problem ist doch, dass es noch kein probates Mittel gibt, mit dem man solche Ängste einerseits ernst nimmt, sie aber andererseits nicht zur absoluten Wahrheit erklärt.«

»Stimmt«, bestätigte Katrin. »Wenn man einem Kind, das Angst hat, erklärt, es brauche aber keine Angst zu haben, nimmt ihm das die Angst nicht, selbst wenn es noch so gute Argumente gibt. Angst ist ein Gefühl, das man nicht wegrationalisieren kann. Also wird es vermutlich immer Menschen mit Angst vor 5G-Strahlung geben. Ich finde nur nach wie vor, dass sie, ich meine diese Angst, diese Menschen nicht dazu berechtigt, der Mehrheit der Andersdenkenden und Andersfühlenden ihre Meinung aufzuzwingen.«

»Das sehen diese Menschen natürlich anders«, meinte Oliver. »Sie fühlen sich im Namen einer höheren Wahrheit legitimiert, mit allen möglichen Mitteln für ihren Standpunkt zu kämpfen. Zweifellos denken in diesen Kreisen längst nicht alle so, aber es gibt diesen Kreis der selbsternannten Weltenretter.«

»Auch unter den 5G-Gegnern?«, wollte Katrin wissen.

»Ich will ja niemanden verdächtigen«, meinte Oliver, »aber seit es Leute gibt, die ernsthaft glauben, 5G-Antennen hätten etwas mit der Corona-Pandemie zu tun oder hätten diese gar ausgelöst, zweifle ich schon etwas an der Urteilsfähigkeit mancher, wenn auch sicher nicht aller, Gegner von 5G.«

»Das werden sie hier schon selber regeln müssen«, schloss Katrin das Thema ab. »Obwohl mir da noch etwas einfällt: Nicolettas Kunstprojekt «Endspiel in Lengwil» wird, oder besser wurde, denn dieses ist mit ihr wohl auch gestorben, von der Swisscom gesponsert, und die wiederum will die 5G-Antenne im Kirchturm von Illighausen einrichten.«

»Du siehst da einen Zusammenhang?«, staunte Oliver. »Glaubst du ernsthaft, ein fanatischer 5G-Gegner könnte Nicoletta deswegen umgebracht haben, gleichsam stellvertretend für die verhasste Swisscom?«

»Nein, ernsthaft glaube ich das nicht«, gab Katrin zu. »Ich kann es nur auch nicht ganz ausschliessen. Wie du richtig sagtest, gibt es unter diesen Gegnern ziemliche Wirrköpfe, die, verblendet von ihren Verschwörungstheorien, ein fanatisches Sendungsbewusstsein entwickeln,

das in manchen Fällen sicher auch Gewaltbereitschaft beinhaltet. Ich halte Fanatiker grundsätzlich für gefährlich.«

»Das geht mir leider genauso«, meinte Oliver. »Wie man immer wieder sieht, bringen Fanatiker andere Menschen um, weil sie nicht dasselbe Weltbild wie sie haben. Und Anschläge auf 5G-Antennen gab es tatsächlich schon etliche. Vielleicht wurde hier ja die nächste Eskalationsstufe gezündet, auch wenn ich mir das in der friedlichen Schweiz eigentlich nicht vorstellen kann. Aber apropos friedliche Schweiz: Wie wäre es mit Fremdenhass als Mordmotiv? Soviel ich weiss, war Nicoletta Österreicherin und damit definitionsgemäss eine Ausländerin, also eine Fremde.«

»Du sprichst ein heikles Thema an«, fand Katrin. »Denn zweifellos gibt es auch in der Schweiz so etwas wie Fremdenfeindlichkeit. Aber an fremdenfeindlich motivierte Mordtaten kann ich mich nicht erinnern. Zudem gelten Österreicher in der Schweiz als ähnlicher und damit weniger bedrohlich als Deutsche, und die wiederum werden eher akzeptiert als Menschen vom Balkan oder aus Afrika.«

»Wieso das denn?«, wollte Oliver wissen.

»Weil sie dieselbe Sprache sprechen wie wir Deutschschweizer«, lautete Katrins Antwort. »Na ja, jedenfalls eine ähnliche, wie wir wissen. Natürlich spielen unterschiedliche Kommunikationsstile eine wichtige Rolle beim Verhältnis von Schweizerinnen und Schweizern zu deutschen Einwanderern. Man wirft den Deutschen hierzulande gerne eine grobe, manchmal schon fast brutale Form des Sprechens vor.«

»Also das, was wir Deutschen als ganz normalen, direkten Sprachstil empfinden?«, erkundigte sich Oliver.

»Ganz genau«, entgegnete Katrin. »Aber es gab in den letzten Jahren doch eine gewisse Angewöhnung, vor allem natürlich in Gegenden wie hier, die wegen ihrer Nähe zu Deutschland einen grossen Anteil an deutschen Zuzüglern haben. Der erwähnte Hauptlehrer der Zwergschule Illighausen zum Beispiel ist Deutscher, und fühlt sich deswegen, wie er offenbar Nicoletta erzählt hat, nie benachteiligt, sondern im Gegenteil auf eine sehr menschliche Art willkommen und gut aufgehoben. Nein, ich glaube, Fremdenfeindlichkeit können wir als Motiv für den Mord an Nicoletta ausschliessen. Womit wir ja jetzt losmarschieren könnten.«

Unterwegs griff Oliver ein Thema auf, über das er mit Katrin immer wieder diskutiert hatte: »Mein erster Eindruck bestätigt sich. Ist schon alles sehr ländlich hier. Und ich verstehe nach wie vor nicht, wie man so auf dem Land leben kann, und wenn möglich auch noch gerne.«

»Das musst du auch nicht verstehen, schliesslich bist du eine ausgesprochene Stadtmaus«, befand Katrin. »Es reicht ja, wenn es die Leute hier verstehen. Und Menschen wie Nicoletta oder ich. Doch jemanden wie dich werden wir nie überzeugen können, genauso wenig wie umgekehrt.«

»Stimmt, einen Streit sollten wir darüber nicht anfangen«, fand Oliver versöhnlich. »Und immerhin seid ihr Menschen mit Landlust keine winzige Minderheit von komischen Käuzen. Nach einer neueren deutschen Umfrage möchten 34 Prozent der Menschen am liebsten in einem Dorf wohnen.«

»Und die anderen?«, wollte Katrin wissen.

»Als Zahlenmensch habe ich mir die Werte gemerkt«, gab Oliver Auskunft. »13 Prozent würden am liebsten in einer grossen Stadt leben, 26 Prozent am Stadtrand und 27 Prozent auf dem Land, aber in einer Kleinstadt.«

»Und wie sieht es in der Realität aus?«, fragte Katrin.

»Leider habe ich keine Zahlen mit exakt vergleichbaren Kategorien. Aber 2019 lebten in Deutschland 41 Prozent der Menschen in kleineren Städten und Vororten, 36 Prozent in Städten und 23 Prozent in ländlichen Gebieten.«

»Mit anderen Worten«, schloss Katrin messerscharf, »es würden gern mehr Menschen auf dem Land leben als es tatsächlich tun. Womit Dörfer wie diese hier ein beträchtliches Entwicklungspotenzial haben.«

»Du darfst eines nicht vergessen«, entgegnete Oliver, »Land ist nicht gleich Land. Es macht einen himmelweiten Unterschied, ob du in einem gottverlassenen Dorf wie irgendwo in den Weiten Ostdeutschlands lebst, wo gar nichts mehr geboten wird und höchstens zwei, drei Mal am Tag ein Bus fährt, oder in einem Dorf wie Lengwil, wo du alle Vorzüge des Landlebens geniessen kannst, ohne von der Versorgung mit materiellen oder kulturellen Angeboten oder Dienstleistungen abgeschnitten zu sein. So viel habe ich über Lengwil schon gelernt: Von hier aus bist du per Auto oder auch mit dem öffentlichen Verkehr in kürzester Zeit da, wo es alle diese Angebote gibt.«

»Das sehe ich ein, das ist ein riesiger Unterschied«, fand Katrin. »Wie siehst du denn das mit dem Entwicklungspotenzial solcher Dörfer?«

»Da könnte sich noch einiges tun«, fand Oliver nach kurzem Nachdenken. »Schon wegen der in der Corona-Krise erprobten neuen Arbeitsformen. Zwar werden die wenigsten ausschliesslich im Homeoffice arbeiten wollen, aber wenn sie nur noch zwei oder dreimal in der Woche ins Büro fahren, kann es attraktiv werden, auf dem Land mit einem grösseren Raumangebot und weniger Stressfaktoren zu leben. Ich bin und bleibe zwar ein grosser Fan des städtischen Lebens, sehe aber ein, dass es auch andere überzeugende Lebensformen geben kann. Wir werden sehen.«

Mittlerweile waren sie im Dorfkern von Illighausen angekommen. Oliver erkannte vieles von dem, was er im Video gesehen hatte, wieder: Die Kirche, das alte und das neue Schulhaus, einige Gewerbebauten und vor allem die Riegelhäuser, unter ihnen den zu Wohnzwecken umgebauten Zehntenhof.



Ehemaliger Zehntenhof in Illighausen

»Das ist wahrhaftig eine Dorf-Idylle«, musste Oliver zugeben. »Auch wenn es selbst in einer solchen Idylle Streit und Konflikt geben kann, wie man am hiesigen 5G-Streit sieht. Aber ein Motiv für den Mord an Nicoletta sehe ich nach wie vor weit und breit nirgends.«

Vertrauen

Katrin, als praktisch denkende Frau, hatte im Einverständnis mit ihrer Gastgeberin etliche Überbleibsel ihres Frühstücks in ihren Rucksack gepackt. So konnten sich die beiden einen Sitzplatz an der Sonne suchen und dort ein kleines Picknick abhalten.

Sie hatten noch nicht fertig gegessen, als Katrins Handy klingelte. Sie wusste, dass es in der Empfangswüste Illighausen einige kleine Oasen gab, Orte, an denen man, wenn auch mit qualitativen Einschränkungen, ein Handygespräch führen konnte, und an einem solchen Ort befanden sie sich offenbar gerade. Der Blick auf das Display zeigte ihr, dass der Anruf von Kommissarin Bachofner kam. Sie nahm ihn entgegen und kündigte an, den Lautsprecher einschalten zu wollen, damit ihr Freund und Ermittlungskollege Oliver mithören konnte. Frau Bachofner hatte nichts dagegen und kündigte zwei wichtige Informationen an.

Die erste betraf den verdächtigsten Exfreund von Nicoletta. Die österreichische Polizei hatte ihn mittlerweile aufgetrieben und feststellen müssen, dass er für die Tatzeit ein wasserdichtes Alibi hatte. Auch gab es keine Übereinstimmung zwischen seiner und der im Kirchturm gefundenen DNA. Als Täter kam der Exfreund somit definitiv nicht mehr in Betracht.

Die zweite Information drehte sich um den von der Polizei beschlagnahmten Laptop von Nicoletta. Die Polizeiexperten hatten darauf bisher nichts gefunden, was zur Klärung des Falls hätte beitragen können. Jedoch hatten sie zweifelsfrei festgestellt, dass der Laptop gehackt worden war, was bedeutete, dass jemand Zugriff zu allen Daten haben musste.

»Das könnte erklären«, fand Katrin, »wie der Mörder oder die Mörderin wissen konnte, dass Nicoletta für diesen Abend eine Besteigung des Kirchturms von Oberhofen plante.«

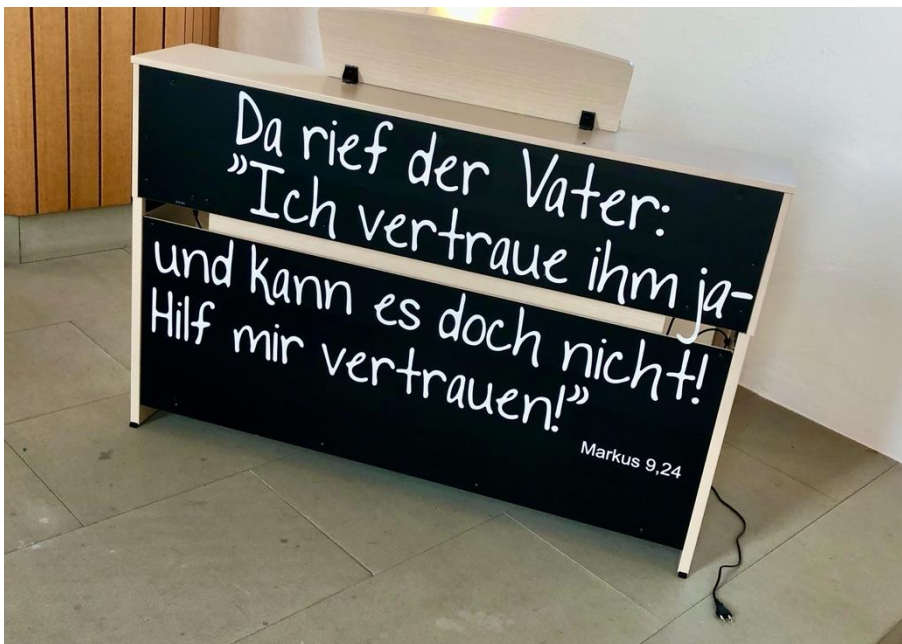
»Das sehen wir genauso«, sagte Maja Bachofner. »Es gibt nämlich einen Mailverkehr zwischen dem Opfer und der Kirchgemeinde, in dem dieser Besuch samt Schlüsselübergabe organisiert wurde. Leider hat sich der Hacker – und ich gehe klar von einem Mann als Täter aus – so gut getarnt, dass sich seine Spuren im Netz verlieren. Wir können ihn also nicht identifizieren. Wir werden aber den Laptop weiter durchsuchen und hoffen,

dass wir da noch nützliches Material finden. Sollte das der Fall sein, lasse ich es Sie wissen. Sind Sie denn weitergekommen?»

»Leider nein«, musste Katrin zugeben. Ausser wilden Theorien über Verschwörungstheoretiker haben wir nichts anzubieten. Aber auch wir halten selbstverständlich die Augen offen und melden uns, wenn uns dabei etwas auffällt.«

Auch die zum Abschluss des Picknicks gemeinsam genossene Zigarette brachte keine Inspiration, geschweige denn Erleuchtung. Die Mitteilung, die bisher einzig halbwegs überzeugende Spur, nämlich die zu Nicolettas Exverlobtem, sei im Sande verlaufen, drückte auf die Stimmung der beiden. Da beide die gleichzeitig beruhigende wie aufbauende Wirkung von Kircheninnenräumen auf das Gemüt kannten, beschlossen sie, sich als Nächstes die Kirche Illighausen von innen anzusehen.

Dort fiel ihnen sehr bald eine Tafel auf, auf der ein Bibelspruch stand:



Bibelspruch in der Kirche Illighausen

Bei näherem Zusehen stellten sie fest, dass es sich bei der Tafel um eine Art Leuchtkasten handelte. »Das mit dem herausgezogenen Stecker des Leuchtkastens erscheint mir als gutes Symbol unserer aktuellen Lage«, seufzte Oliver. »Keine Erleuchtung, nirgends.«

»Tja, da bleibt wohl tatsächlich nur das übrig, was da mehrfach steht«, machte Katrin Mut, »nämlich Vertrauen.«

»Was nach diesem Text gar nicht so einfach erscheint«, meinte Oliver. »Hast du eine Ahnung, aus welcher Geschichte dieses Bibelzitat stammt?«

»Leider nein, Bibelfestigkeit gehört nicht zu meinen grössten Stärken«, gab Katrin zu. »Aber das ist ja heutzutage keine Problem mehr. Ein Blick ins Internet genügt. Kleinen Moment bitte. Ach quatsch, ich habe ganz vergessen, dass wir hier gar kein Netz haben!«

»Vielleicht finden wir ja einen WLAN-Anschluss«, meinte Oliver. Mein Tablet ist sehr empfindlich dafür. Tatsächlich, da muss eine ziemlich starke WLAN-Station in der Nähe geben. Und erst noch ohne Passwort. So kommen wir doch noch zu unserer Antwort.«

Nach kurzer Zeit wusste er zu vermelden: »Es geht um eine Geschichte aus den letzten Tagen von Jesus auf Erden. Ein Vater bringt ihm einen von einem bösen Geist besessenen Jungen und bittet ihn um Heilung, mit den Worten «Tu etwas, wenn du kannst». Jesus gibt zurück: "Was soll das heissen, wenn ich kann? Alles ist möglich, für den, der glaubt!" Worauf der Vater das sagt, was hier steht: «Ich vertraue ihm ja – und kann es doch nicht! Hilf mir vertrauen!» So, jetzt hast du den Zusammenhang.«

Oliver wirkte nachdenklich. Als Katrin ihn fragte, worüber er sinniere, sagte er: »Über die Ambivalenz, die Doppeldeutigkeit dieses Begriffs «Vertrauen».«

»Was ist daran doppeldeutig? Wir wissen doch beide, dass Vertrauen eine unerlässliche Ressource für das menschliche Zusammenleben ist.«

»Ja, das stimmt. Weder kleinere noch grössere menschliche Gemeinschaften könnten ohne gegenseitiges Vertrauen lange überleben. Und selbst etwas scheinbar so Materielles wie unser Geldwesen könnte ohne Vertrauen nicht funktionieren: Nur, wenn ich darauf vertraue, für mein abstraktes Geld jederzeit einen reellen Gegenwert zu bekommen, läuft die Geschichte.«

»Nicht zu vergessen die Bedeutung von Vertrauen in sich selbst, also von Selbstvertrauen, oder auch das Vertrauen in eine grundsätzlich gut gesinnte höhere Macht, egal, ob wir sie Gott, Schicksal oder Kosmos nennen. Beides stärkt unsere Resilienzkräfte, gerade in Zeiten wie diesen. Damit haben wir

reichlich Beispiele dafür gefunden, wie Vertrauen als positive Kraft wirkt. Was sind denn nun deine negativen Punkte?»

»Na ja, was Jesus von diesem besorgten Vater will, ist doch eindeutig blindes Vertrauen. Und da bin ich skeptisch. Blindes Vertrauen verengt den Gesichtskreis und führt leicht zu einem fanatischen Weltbild.«

»Hast du dafür ein Beispiel?»

»Nimm aktuell die sogenannten Corona-Skeptiker. Sicher, das ist ein bunter Haufen, aber sie sind sich einig darin, den Experten und ihren Regierungen nicht mehr zu vertrauen. Skepsis finde ich ja an und für sich eine gute Sache, aber bei vielen dieser Corona-Skeptiker kippt diese plötzlich in blindes Vertrauen in andere, für mich höchst zweifelhafte, Instanzen. Wer blind einer Erklärung für die Pandemie folgt, die Bill Gates, die Juden oder 5G für schuldig erklärt, ist in meinen Augen ein fanatischer Gläubiger und kein Skeptiker.«

»Du meinst also, man sollte sich gut überlegen, wem man sein Vertrauen schenkt. Um einen alten Spruch abzuwandeln: Vertrauen ist gut. Kontrolle des eigenen Vertrauens ist besser.«

»Ja, genau. Wenn der besorgte Vater in der biblischen Geschichte Jesus anfleht, ihm beim Vertrauen lernen zu helfen, mag das in diesem Fall der richtige Adressat sein. Wenn heutige, verunsicherte Menschen denselben Dienst von irgendwelchen Verschwörungstheoretikern erbitten, führt das für mich definitiv in die Irre.«

»Sie unterhalten sich aber über interessante Themen«, sagte plötzlich ein unbekannte Stimme. Sie gehörte einem Mann mittleren Alters, der sich unbemerkt zu ihnen gesellt hatte. Erst jetzt fiel Katrin ein, dass sie unbewusst wahrgenommen hatte, dass eine dritte Person die Kirche betreten und sich dann aber im Hintergrund aufgehalten hatte.

»Entschuldigung, dass ich Sie so einfach anspreche, aber ich habe Ihnen schon eine ganze Weile zugehört. Ungewollt natürlich, aber ich wollte Sie einfach nicht stören. Gestatten Sie, dass ich mich vorstelle: Ich bin der Pfarrer der hiesigen Kirchgemeinde, und damit zuständig für diese Kirche, und für jene in Oberhofen. Und wer sind Sie, wenn ich fragen darf?»

Katrin stellte erst Oliver vor und dann sich selbst, wobei sie ausdrücklich darauf hinwies, dass sie die letzten Tage mit Nicoletta Jung verbracht hatte,

dem Opfer des vermutlich absichtlich ausgelösten Sturzes vom Kirchturm Oberhofen.

Der Pfarrer kondolierte herzlich und sagte dann: »Ja, es ist ein schreckliches Ereignis, dass sich auf heiligem Boden ereignet hat, für den ich ja ein bisschen Hausherr bin. Schon darum hat es mich sehr betroffen gemacht. Haben Sie denn eine Ahnung, wie weit die Polizei bei der Aufklärung dieses Verbrechens schon ist?«

»Sie tappt im Dunkeln, wie ich aus gut informierter Quelle weiss«, beantwortete Katrin die Frage. »Ein Eifersuchtsdrama kann mittlerweile ausgeschlossen werden, aber wer sonst welches Motiv gehabt haben könnte, die allseits beliebte Nicoletta umzubringen, weiss niemand.«

»Ja, ich durfte sie auch noch kennenlernen«, sagte der Pfarrer. »Und diese Begegnung hat mir viel Freude gemacht. Eine so engagierte, gebildete und dabei gleichzeitig bescheidene Person lernt man nicht alle Tage kennen. Besonders gefallen hat mir, dass sie im «Endspiel in Lengwil» ausdrücklich auf die Tatsache hinweisen wollte, dass die an sich reformierte Kirche von Oberhofen auch von Katholiken zum Gottesdienst genutzt werden kann. Sie meinte in unserem Gespräch, gerade heute seien solche Zeichen von Gemeinsamkeit statt Hinweisen auf das Trennende besonders wichtig. Ich konnte ihr da nur zustimmen.«

»Wird dieses ökumenische Phänomen von Ihren Schäfchen denn akzeptiert?«, wollte Oliver wissen.

»Ja, niemand hat ein Problem damit«, entgegnete der Pfarrer. »Das dachte ich jedenfalls bis heute Morgen. Offenbar gibt es doch Ausnahmen.«

»Wie kommen Sie darauf?«, fragte Katrin neugierig.

»Nun, heute früh fand ich einen Brief in meinem Briefkasten. Ohne Absender und ohne Frankierung, er muss also von dem Unbekannten direkt dorthin gelegt worden sein.«

»Und was stand darin?« Die Frage kam von Oliver.

»Zum Glück für Sie war ich ob des Inhalts des Briefs so erschüttert, dass ich ihn eingesteckt habe. Hier, lesen Sie selbst:«

Katrin und Oliver lasen gemeinsam:

Du Verräter am wahren Glauben!

Seit langem ist es mir ein Dorn im Auge, dass unsere schöne Kirche von Oberhofen dadurch immer wieder beschmutzt wird, dass auch die Katholischen dort das abhalten können, was sie Gottesdienst nennen, und was doch nur eine Aneinanderreihung abergläubischer Rituale ist. Dank der Reformation haben wir diesen Aberglauben überwunden, und es ist eine Schande, dass ausgerechnet Reformierte diese aus Rom ferngesteuerte Bewegung dadurch stärken, dass sie ihnen Kirchenräume zur Verfügung stellen. Das muss ein Ende haben! Und wer nicht hört, muss fühlen. Diese angebliche Künstlerin aus Österreich, die Gemeinsamkeit da predigte, wo es nur eine scharfe Trennung geben kann, hat es schon gefühlt. Betrachte ihr Schicksal als Warnung. Wenn nicht rigoros mit dieser Kollaboration mit dem konfessionellen Feind aufgeräumt wird, bist du als Nächster dran!!!

»Das entspricht ja in geradezu unheimlicher Weise dem, was Frau Neuer und ich eben besprochen haben«, merkte Oliver an, nachdem er den Brief gelesen hatte. »Da vertraut jemand vorbehaltlos einer angeblich reinen und auf jeden Fall einzig gültigen Wahrheit und entwickelt Aggressionen gegenüber allen, die seinen Glauben nicht teilen.«

Katrin hatte eine menschlich näherliegende Frage an den Pfarrer: »Fühlen Sie sich persönlich bedroht?«

»Ach wissen Sie«, antwortete der Angesprochene, »wenn man heute in der Öffentlichkeit steht, muss man manches aushalten, auch unverblünte Aggression. Direkt bedroht fühle ich mich deshalb nicht, zumal ich, Kraft meines Amtes und meiner Persönlichkeit, über eine gehörige Portion Gottvertrauen verfüge. Was mich mehr beunruhigt, ist der Verweis auf das arme Mordopfer.«

»Sie schliessen also nicht aus«, hakte Katrin nach, »dass der anonyme Briefschreiber tatsächlich eine drastische Warnung inszeniert hat, indem er Nicoletta selbst umbrachte?«

»Wer kennt schon alle menschlichen Abgründe«, seufzte der Pfarrer. »Ausschliessen kann ich gar nichts, auch wenn ich es natürlich nicht hoffe. Zudem habe ich keine Ahnung, wer der anonyme Briefschreiber ist. Eine derart radikale, ja fanatische Haltung ist mir in meiner Kirchengemeinde jedenfalls noch nie begegnet.«

»Und es dürfte schwer sein, den Absender zu ermitteln«, ergänzte Oliver. Wer heute wirklich anonym schreiben will, macht es am besten auf Papier wie unser Unbekannter, denn so hinterlässt er keinerlei digitale Spuren.«

»Eine Frage hätte ich doch noch«, sagte Katrin. »Wie konnte der Briefschreiber vom Mord im Kirchturm wissen?«

»Das hat sich in unserer kleinen Gemeinde natürlich rasend schnell herumgesprochen«, meinte der Pfarrer. »Und mittlerweile stand die Geschichte natürlich auch in den offiziellen Medien. Dabei den Tatort zu verheimlichen, wäre ziemlich unmöglich gewesen. Nein, es gibt keinen Grund zur Annahme, dass der Briefschreiber über Wissen verfügt, dass nur der Mörder haben kann. Für die Ermittler tut mir das leid, aber das ist schliesslich nicht mein Job. Apropos: Ich muss wieder weiter. Hat mich gefreut, Sie kennenzulernen.«

Auch Katrin und Oliver hatten genug von der Kirche gesehen. Sie traten wieder ins Freie und setzten sich am selben Ort nieder, an dem sie schon ihr Picknick eingenommen hatten.

»Lass mich noch kurz einer anderen Spur nachgehen«, bat Oliver und zückte erneut sein Tablet, das immer noch per WLAN mit dem Netz verbunden war. »Ich will mal sehen, ob es über die 5G-Antenne im hiesigen Kirchturm so etwas wie eine Chat-Gruppe gibt. Tatsächlich, da haben wir sie doch schon.« Er scrollte durch die verschiedenen Beiträge und blickte erschrocken hoch: »Das ist ja wirklich starker Tobak. Ich lese vor:

Der Worte sind genug gewechselt, lasst endlich Taten sehen! Wir müssen uns endlich auch faktisch gegen diese Mörderstrahlen wehren! Tod den Mördern und Virusverbreitern der 5G-Clique und ihren Sympathisanten und Sympathisantinnen! Am besten dort, wo sie ihre Mordwaffen gerne platzieren, also in einem Kirchturm. Nicht in dem von Illighausen, den wollen wir rein erhalten, aber warum nicht in jenem von Oberhofen?

Auch Katrin erschrak. Mit so was hatte sie nicht gerechnet. Sie formulierte den Gedanken, der ihr beim Zuhören gekommen war, in eine Frage an Oliver um: »Könnte es auch in diesem Fall sein, dass jemand seine aggressiven Drohungen in die Tat umgesetzt hat? Könnte dieser, natürlich ebenfalls anonyme, Schreiberling, Nicoletta umgebracht haben? Oder gilt nach wie vor die alte Weisheit, wonach Hunde, die bellen, nicht beißen?«

»Ich schätze«, antwortete Oliver, »diese Weisheit gilt noch immer. Jedenfalls in den meisten Fällen. Die grosse Mehrheit der 5G-Gegnerinnen und -Gegner hat mit Gewalt sicher nichts am Hut. Ich sehe hier gerade, dass der Post, den ich dir vorgelesen habe, schon etliche Male kommentiert wurde. Kein einziger Kommentar unterstützt die aggressive Wortmeldung. Im Gegenteil: Man distanziert sich ganz eindeutig von Gewalt, und es ist davon die Rede, mit einer solchen Äusserung schade man einer guten Sache aufs heftigste. Ich denke, die grosse Mehrheit setzt auf demokratische Methoden wie etwa die Petition, von der wir gehört haben. Gut, eine solche Petition hat jetzt nicht unbedingt dasselbe Gewicht wie eine Abstimmung, weil sie auch von Auswärtigen oder Minderjährigen unterschrieben werden kann, aber das ist wieder eine andere Frage. Jedenfalls neigt die örtliche 5G-Gegnerschaft sicher nicht zu gewaltsamem Vorgehen.«

»Ich höre noch ein Aber heraus«, kommentierte Katrin.

»Nun ja«, antwortete Oliver, »man weiss, dass die Spirale der Bildung von sozialen Blasen, über die wir neulich gesprochen haben, in vereinzelt Fällen in unheilvolle Bereiche führen kann. Wer sich an eine bestimmte Meinungsposition klammert, weil sie einen Ausweg aus Verunsicherung, Überforderung durch Wandel und Komplexität, und der Unmöglichkeit, mit widersprüchlichen Positionen umzugehen, anbietet, kann sich, wenn es schief läuft, so sehr mit dieser Meinung identifizieren, dass er sich in Mordphantasien gegenüber anders Denkenden hineinsteigert. Gerade in den sogenannten Sozialen Netzwerken tauchen immer wieder Morddrohungen auf. Jeder Politiker und vor allem jede Politikerin kann dir ein Lied davon singen.«

»Dass es in den sozialen Netzwerken manchmal alles andere als sozial zugeht, ist mir bewusst«, meinte Katrin. »Du hältst es also für möglich, dass jemand aus dem Kreis der Illighauser 5G-Gegner diese Zeilen verfasst hat?«

»Grundsätzlich ja«, fand Oliver. »Allerdings klingt die Botschaft eher nach einem Einzelgänger. Ich glaube also nicht, dass der Verfasser dem organisierten Kreis der Gegnerschaft angehört.«

»Abgesehen davon: Kommt für dich der Verfasser dieser wüsten Botschaft als potenzieller Mörder in Frage?«

»Aggression in Worten führt leider gelegentlich auch zu aggressiven Taten. Könnte auch jetzt der Fall sein.«

Katrin schwieg einen Moment und sagte dann: »Das stimmt natürlich. Und trotzdem sagt mir mein Baugesühl, diese beiden Schreiberlinge seien nicht die Täter. Ich denke, sie sind beide eher Trittbrettfahrer.«

»Wie meinst du das?«, wollte Oliver wissen.

»Nun«, antwortete Katrin, »es kommt doch immer wieder vor, dass sich jemand mit einem Verbrechen brüstet, das er gar nicht begangen hat. Sei es, um sein angeschlagenes Ego aufzupäppeln, oder sei es, weil er eine ideologische Botschaft verbreiten will. Die beiden anonymen Schreiber scheinen mir in diese letzte Kategorie zu passen.«

Wie pervers muss denn jemand sein, um so etwas zu tun«, entrüstete sich Oliver. »Einen feigen Mord dazu zu nutzen, um seine Glaubenssätze zu verbreiten.«

»Pervers hin oder her«, gab Katrin zurück, »höchst unappetitlich ist es auf jeden Fall. Und es geschieht offenbar. Würde mich nicht wundern, wenn wir noch mehr solchen Typen begegnen würden, die den Mord an Nicoletta als Trittbrettfahrer für ihre zweifelhaften Anliegen nutzen.«

Bodenständig und innovativ

Nach ihrer ausgiebigen Besichtigung von Illighausen wanderten Katrin und Oliver zurück zu ihrem Domizil auf dem Bauernhof. Oliver hatte sich breitschlagen lassen, auf dem Rückweg einen Umweg in Kauf zu nehmen, weil Katrin ihm unbedingt den Ekkharthof zeigen wollte.

Nachdem dies geschehen war, wobei Katrin die Informationen weitergab, die sie von Nicoletta bekommen hatte, setzten sich die beiden für eine kleine Ruhepause vor dem letzten Wegstück auf eine Bank vor dem Hügelhaus. Unvermittelt sagte Oliver: »Sag mal, es gab doch Zeiten, in denen man bei einem Gewaltverbrechen ganz automatisch jemanden aus einer Einrichtung wie der hier verdächtigt hätte. Sind diese Zeiten definitiv vorbei?«

»Zum Glück ja«, antwortete Katrin überzeugt. »Jedenfalls war Nicoletta dieser Ansicht. Und das, obwohl sie mir eine Geschichte erzählt, die ich ganz vergessen habe. Es gab, allerdings vor über fünfzehn Jahren, hier nämlich tatsächlich mal ein Tötungsdelikt. Eine blutjunge Frau, die hier untergebracht war, lockte ihre Mitbewohnerin und beste Freundin in den Wald und metzelte sie dort mit einem Messer richtiggehend nieder. Das Gericht kam zum Schluss, sie habe dabei unter psychotischem Einfluss gehandelt und verurteilte sie zu einer relativ milden Strafe.«

»Klingt ja gruselig«, fand Oliver, »aber ist immerhin lange her. So etwas kann man sich kaum vorstellen in einer derart friedlichen Umgebung. Aber das geht mir ja beim Mord an Nicoletta ebenso. Obwohl es da einen entscheidenden Unterschied gibt.«

»Nämlich?«, wollte Katrin wissen.

»Anders als in der Geschichte, die du mir gerade erzählt hast, ging es bei Nicoletta nicht um eine Tötung im Affekt oder wegen eines psychotischen Schubs. Das war vielmehr ein eiskalt und sorgfältig geplanter Mord.«

»Wie kommst du darauf?«

»Wir haben doch von der Kommissarin erfahren, dass jemand ihren Laptop gehackt hatte und so vermutlich auch erfuhr, dass sie an diesem Abend den Kirchturm von Oberhofen besteigen wollte. Das weist auf eine erheblich kriminelle Energie und Raffinesse hin.«

»Stimmt, daran haben wir bisher zu wenig gedacht. Vor allem stellt sich doch die Frage, was der Täter eigentlich gesucht hat. Irgendwas muss er in Nicolettas Dateien vermutet haben, was für ihn potenziell wertvoll war. Ich weiss, dass Nicoletta alle Unterlagen zu ihrem Projekt «Endspiel in Lengwil» sorgsam geschützt hat und sie keiner Cloud anvertraute. Ich habe mir dabei nicht viel gedacht. Man weiss ja, dass Künstler und Künstlerinnen in mancher Beziehung eigen sind und oft eine grosse Geheimniskrämerei rund um ihre Projekte veranstalten.«

»Schon«, fand Oliver, »aber es wäre trotzdem gut zu wissen, was Nicoletta auf ihrem Laptop gespeichert hat. Aber der ist bei der Polizei, und so schnell kommen wir da kaum ran.«

»Wie konnte ich das nur vergessen!«, rief Katrin.

»Was denn?«, fragte Oliver, erstaunt über ihren Gefühlsausbruch.

»Ich habe, noch vor deiner Ankunft, als ich zusammen mit der Kommissarin Nicolettas Zimmer besichtigt habe, auf dem Fenstersims, verborgen hinter dem Vorhang, einen USB-Stick entdeckt und ganz automatisch eingesteckt, ohne der Polizei etwas zu sagen. Der Stick stammte sicher von Nicoletta und war vermutlich Teil ihres Sicherheitsdispositivs. Wahrscheinlich ist da drauf, was wir suchen.«

»Und wo ist der Stick jetzt?«, lautete Olivers naheliegende Frage.

Katrin überlegte kurz und sagte: »Ich habe heute dieselbe Hose an wie damals. Er müsste also noch in meiner Hosentasche stecken.«

Sie wühlte darin herum und zog ein Stofftaschentuch hervor, in dessen Falten sich der USB-Stick verfangen hatte. »Da haben wir ihn doch!«, rief sie triumphierend. Weil sie beide keinen Laptop mit einem entsprechenden Anschluss dabei hatten, beeilten sie sich, in ihr Gastzimmer zu kommen, wo ein geeignetes Gerät auf sie wartete.

Doch bereits unmittelbar vor dem Hof Tschannen klingelte Katrins Handy. Hier waren sie bereits im Sendebereich des hofeigenen WLAN. Sie nahm den Anruf entgegen und schaltete rasch den Lautsprecher ein, damit Oliver mithören konnte: »Guten Tag, Frau Neuer, hier spricht der Gemeindepräsident von Lengwil. Ich habe Ihre Nummer von Frau Bachofner von der Polizei erhalten. Sie hat mir nicht nur erzählt, dass sie die letzten Tage von Nicoletta Jung mit ihr verbracht haben, sondern auch, dass Sie,

zusammen mit Ihrem Gefährten, so gut es geht, bei der Aufklärung dieses schrecklichen Verbrechens behilflich sein wollen. Deshalb meinte sie, sollten Sie wissen, welche Post ich heute in meinem digitalen Briefkasten gefunden habe.«

»Wenn sie das meint«, sagte Katrin, »dann wird es wohl so sein. Worum geht es denn in diesem Brief?«

»Ich habe Ihnen bereits eine digitale Kopie davon zu Ihrer Handynummer geschickt, Sie können also gleich selber lesen.«

»Vielen Dank. Trotzdem wären wir froh, eine Zusammenfassung in Ihren eigenen Worten zu hören.«

»Der Absender ist natürlich anonym, bezeichnet sich aber als letzten echten Lokalpatrioten. Er findet, die Vereinigung von Illighausen und Oberhofen zur neuen Gemeinde Lengwil sei ein grosser Fehler gewesen und müsse rückgängig gemacht werden. Er habe bisher stillgehalten, doch als er erfahren habe, dass diese auswärtige Künstlerin in ihrem Projekt diese Vereinigung nicht nur feiere, sondern, auf mentaler Ebene, gar noch vorantreiben wolle, sei ihm der Kragen geplatzt, und er habe etwas unternehmen müssen.«

»Gibt der Unbekannte den Mord an Nicoletta Jung zu?«, wollte Katrin wissen.

»Direkt nicht, höchstens verklausuliert«, antwortete der Gemeindepräsident. »Auch wenn ich nicht an seine Täterschaft glaube.«

»Warum nicht?«, fragte Katrin.

»Weil diese Vereinigungsgeschichte in meinen Augen nicht als Mordmotiv taugt«, antwortete Katrins Gesprächspartner. »Sie ist jetzt über zwanzig Jahre her, die Menschen haben sich daran gewöhnt und können gut damit leben. Alle vier ursprünglichen Dörfer sind im Gemeinderat vertreten, und darum kommt auch keines zu kurz. Natürlich gibt es manchmal kleine Sticheleien, wie es unter nahen Nachbarn üblich ist, aber von ernsthaften Konflikten ist weit und breit nichts zu sehen.«

»Dann sind radikale Ablehnung der Vereinigung und die Forderung, sie rückgängig zu machen, also kein relevantes Puzzleteil im Selbstbild von Lengwil?«

»Nein, diese Positionen betreffen nicht mal eine Minderheit der Lengwilerinnen und Lengwiler. Sie müssen eine radikale Einzelmeinung sein. Sehen Sie, Nostalgiker gibt es überall, und darunter finden Sie immer den einen oder anderen radikalen Ewiggestrigen. Leute, die tatsächlich fest daran glauben, früher sei alles besser gewesen. Aber damit steht, wie gesagt, die unbekannte Person in Sachen Vereinigung sehr isoliert da.«

»Das klingt doch ziemlich beruhigend«, meinte Katrin. »Wir werden das Schreiben sicher noch gründlich analysieren, aber spontan teile ich Ihre Einschätzung. Es dürfte sich beim unbekanntem Verfasser um einen Trittbrettfahrer handeln, also um jemanden, der sich in die Nähe eines Verbrechens begibt, um so seine kruden Anschauungen besser unter die Leute zu bringen.«

»Es freut mich, dass Sie meine Einschätzung teilen«, fand der Gemeindepräsident. »Frau Bachofner sieht das übrigens ganz ähnlich. Aber wenn ich Sie schon am Draht habe, hätte ich noch ein kleines Anliegen.«

»Nur heraus damit«, ermunterte Katrin ihn.

»Sie müssen wissen, dass ich im Zuge der Projektvorbereitung mit Frau Jung gut und gerne zusammengearbeitet habe«, begann er. »Ich habe sie als kompetente und sympathische Person respektiert und geschätzt, auch wenn wir längst nicht bei allen Fragen das Heu auf der gleichen Bühne hatten. Ihr Tod ist deshalb auch ein persönlicher Verlust für mich.«

»Und wie kann ich Ihnen jetzt helfen?«, fragte Katrin, leicht ungeduldig.

»Oh, entschuldigen Sie, ich bin abgeschweift. Es ist so: Wir haben im Gemeinderat kürzlich ein neues Leitbild erarbeitet, das Legislaturprogramm 2020 – 2023. Als ich Frau Jung das letzte Mal gesehen habe, war dieses Papier noch nicht ganz fertig. Ich habe ihr versprochen, ihr eine Kopie zu schicken, sobald es so weit ist. Das kann ich jetzt nicht mehr tun. Ich möchte aber, dass dieses Leitbild Teil des Vermächtnisses von Frau Jung wird. Sie hätte es sicher gemocht. Ich weiss ja nicht, was jetzt aus unserem Projekt wird, aber wer immer Frau Jungs Nachlass pflegt, sollte es darin vorfinden. Kann ich das Papier Ihnen schicken, und Sie sorgen dafür, dass es ihren Projektunterlagen hinzugefügt wird?«

»Versprechen kann ich nichts«, antwortete Katrin, »aber ich tue mein Bestes. Meine Mail-Adresse haben Sie ja, also schicken Sie mir ruhig die eigentlich für Nicoletta bestimmte Kopie.«

Sie beendeten das Gespräch und nahmen die letzten Meter bis zum Hof-Tschannen unter die Füße. Dort setzten sie sich erst mal in den Garten, um in Ruhe eine zu rauchen und das eben Gehörte zu verdauen.

Die sorgfältige Lektüre der Mail, die mittlerweile eingetroffen war, bestätigte den ersten Eindruck, den sie aus der Zusammenfassung des Gemeindepräsidenten gewonnen hatten. Da hatte ein hoffnungslos Ewiggestriger in die Tasten gegriffen, um seinem Frust über eine Entwicklung Ausdruck zu geben, die längst über ihn hinweggerollt war und niemanden, ausser ihm, Probleme bereitete. Ein Wutbürger, lange, bevor es das Wort gab.

Katrin und Oliver fanden beide, dass es sich bei diesem Wutbürger mit hoher Wahrscheinlichkeit um einen älteren, womöglich gar alten Mann handeln müsse. Was wiederum die Wahrscheinlichkeit gewaltig senkte, dass er über die nötigen Kenntnisse verfügte, um sich in Nicolettas Computer einzuhacken. Als Mörder kam er deshalb kaum in Frage, wohl aber als Trittbrettfahrer, der sich in bester Gesellschaft mit dem militanten 5G-Gegner und dem ebenso radikalen Verteidiger der reformierten Kirche befand.

»Verstehst du eigentlich diese Wutbürger?«, fragte Oliver nachdenklich. »Ich kann mich einfach beim besten Willen nicht in sie hineinfühlen, und erschrecke jedes Mal, wenn ich Bilder davon sehe, wie sie ihren Hass geradezu herausschreien.«

»Sprich ruhig auch von Wutbürgerinnen«, meinte Katrin. »Wahrscheinlich ist die Mehrheit dieser Sorte Mensch zwar männlich, aber mir als Frau machen jene Frauen, die genauso laut herumbrüllen, fast noch mehr Angst. Und nein, verstehen kann ich diese Haltung nicht. Und ich wüsste auch nicht, worüber und wie ich mich mit solchen Leuten unterhalten sollte. Dafür sind einfach die grundsätzlichen Ausgangspositionen zu verschieden. Für mich ist die Welt, in der ich lebe, sicher nicht die denkbar beste, aber auf jeden Fall die beste, die jemals existiert hat. Und ich bemühe mich zwar auch, den Verantwortlichen in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft kritisch

auf die Finger zu schauen, aber ich habe erst einmal das grundsätzliche Vertrauen, dass die meisten ihre Aufgaben nach bestem Wissen und Gewissen erledigen.«

»Mit einer solchen Haltung kommst du bei den Wutbürgern natürlich nicht gut an«, fand Oliver. »Ich sehe, worauf du hinauswillst: Wer alles Scheisse findet und jedem Verantwortungsträger mit Misstrauen und Hass begegnet, findet deine Grundhaltung im besten Falle naiv, und im schlechtesten als total von den Mächtigen manipuliert. Zwischen zwei solchen Positionen eine Gesprächsbasis zu finden, finde ich auch extrem schwierig.«

»Komm, lassen wir das«, meinte Katrin, »diese Wutbürger kriegen ohnehin schon zu viel Aufmerksamkeit. Und schliesslich sind wir hier in Lengwil, wo höchstens einige wenige davon leben, die ihre Frustration in Form von mehr oder weniger originellen Trittbrettaktionen äussern. Ich bin ja mal gespannt, ob es noch weitere solche Aktionen geben wird, und ob diese die bisherigen an Absurdität noch übertreffen werden.«

»Einverstanden, warten wir einfach mal ab«, sagte Oliver. »Was ist denn jetzt mit diesem Papier, dem Leitbild für Lengwil?«

»Hier ist es«, kündigte Katrin an und zauberte es auf den Bildschirm ihres Tablets. »Wohltuend kurz, fällt mir als Erstes auf, nur zwei Seiten. Und das Wichtigste wird grafisch so hervorgehoben, dass alle sofort sehen, worum es geht.«

»Stimmt«, nahm Oliver den Faden auf und las den ersten fettgedruckten Satz vor: »*Der Gemeinderat trägt Sorge zur ländlichen Umgebung und setzt sich für ein qualitatives und nachhaltiges Wachstum von Lengwil ein. Das wird dich sicher freuen, das mit der Sorge zur ländlichen Umgebung.*«

»Ja«, stimmte Katrin zu, »das ist ein klares Bekenntnis dazu, eine Landgemeinde bleiben zu wollen, wenn diese auch ruhig noch ein wenig weiterwachsen darf und soll. Der Gemeindepräsident hatte recht, diese Formulierung hätte auch Nicoletta gefallen. Und sicher auch diese Formulierung, in grösserer roter Schrift, fett und mit lauter Grossbuchstaben, steht es da: *WIR SIND BODENSTÄNDIG UND INNOVATIV.*«

Oliver hatte bereits auf die zweite Seite gescrollt und meinte: »Aha, da wird dasselbe in etwas anderen Worten noch einmal wiederholt: *Lengwil –*

verwurzelt und umsichtig in die Zukunft. Muss dem Gemeinderat ja sehr am Herzen liegen, diese Verbindung von Bodenständigkeit und Innovationskraft.«

»Kein Grund zum Spotten«, tadelte Katrin. »Mir gefällt dieser Versuch, Herkunft und Zukunft miteinander zu verbinden. Und Nicoletta ging es ebenso. Vielleicht liegt das an unserer geteilten Vorliebe für das Landleben. Es gibt auf dem Land einfach mehr Gründe und Anlässe sich an die eigenen Wurzeln zu erinnern als in einer dynamischen Grossstadt, wo man vor lauter Entwicklung gar nicht dazu kommt. Dazu passt der andere Slogan, der auf der ersten Seite: *Lengwil – wo man sich kennt und persönlich begegnet.*«

»Ist das denn noch so«, wollte ein skeptisch klingender Oliver wissen.

»Natürlich nicht in diesem absoluten Sinne«, antwortete Katrin. »Von Nicoletta weiss ich, dass die vielen Neuzuzügler sich nicht alle so ins dörfliche Gemeinschaftsleben integrieren, wie es sich vielleicht manche Alteingesessene wünschen würden. Auch Lengwil ist nicht frei von den Phänomenen, die man einer Schlafgemeinde zuschreibt. Und dennoch ist es in einem Ort wie Lengwil nach wie vor leichter, persönliche Kontakte und Begegnungen zu pflegen, als in einer anonymen Grossstadt.«

»Na gut, dann lassen wir das mal so stehen«, meinte Oliver versöhnlich und liess seine Blicke über die ländliche Umgebung bis hinunter zum Bodensee schweifen.

Selbstgespräch

Ha! Wusste ich doch, dass ich gut bin! Ich bin mir sicher, dass die Gegenseite, also jene, die an der Aufklärung des Mordes an dieser Nicoletta Jung arbeiten, schon ziemlich verwirrt ist. Die Hinweise auf ein mögliches Motiv, die ich bisher geliefert habe, werden dort sicher nicht als echte Spuren betrachtet. Man wird eher von Trittbrettfahrern ausgehen.

Aber niemand wird auf die Idee kommen, dass alle diese Hinweise von einer einzigen Person stammen, nämlich von mir. Indem ich drei mögliche Motive gewählt habe, also Widerstand gegen die 5G-Antenne, Protest gegen gelebte Ökumene und langanhaltende Opposition gegen die Fusion, und weil ich drei verschiedene Medien genutzt habe, nämlich einen Chat-Beitrag, einen Brief auf Papier und eine Mail, deren Absender gut verschlüsselt ist, habe ich alle glauben lassen, bei den Absendern müsse es sich um drei verschiedene Personen handeln.

Ja, als Aktionskünstler bin ich mindestens so gut wie diese Nicoletta Jung. Es gibt nur einen entscheidenden Unterschied: Sie will, oder besser wollte, die Welt besser machen. Ich dagegen will die Welt entlarven, indem ich ihr einen Spiegel vorhalte, der ihre hässliche Fratze zeigt. Zum Beispiel, indem ich Misstrauen sähe.

Ich bin sicher, an meinen Gegenspielern, zu denen sicher auch einige Gegenspielerinnen gehören, nagt die Frage, ob sich einzelne frustrierte Anhänger eines an sich legitimen Anliegens vielleicht doch so stark radikalisiert haben könnten, dass sie zu Gewalt gegriffen haben? Geschickt, wie ich nun mal bin, habe ich Themen ausgewählt, bei denen niemand ein Gewaltpotenzial vermuten würde. Die Gemeindefusion ist längst gegessen und verdaut, kaum jemand hat etwas gegen ökumenische Begegnungen, und selbst die Opposition gegen 5G-Antennen ist doch im Grossen und Ganzen friedlich.

Und doch könnte es zumindest theoretisch sein, dass sich irgendwo im verborgenen Untergrund jemand so weit radikalisiert hat, dass er zur Bedrohung wird. Hört man doch immer wieder, zum Beispiel von Islamisten oder Rechtsradikalen. Hat alles nichts mit den von mir angesprochenen

Themen zu tun, aber ganz lassen sich solche Gedankengänge nicht verhindern. Das nenne ich Säen von Misstrauen.

Mit Moral argumentierende Gutmenschen mögen einwenden, es sei moralisch nicht zulässig, dass Kunst derartige destruktive Emotionen schafft und fördert. Ich aber bin Künstler, und für mich gibt es in der Kunst keine Moral, sondern nur den brutalen Wettkampf darüber, wer der bessere Künstler ist. Gerade bei Aktionskünstlerinnen wie mir und dieser Jung entscheidet dabei nicht Sinn und Zweck einer Aktion, sondern nur, wer die bessere «action» erzeugt. Und das bin nun mal eindeutig ich.

Die Welt, die mich bisher so schnöde verkannt hat, wird das schon noch merken. Aber alles zu seiner Zeit. Noch ist es besser, wenn ich mich unerkannt im Hintergrund halte und meine Aktion weiter betreibe. Einen oder zwei Pfeile habe ich ja noch in meinem Köcher.

Wappenstreit

Nach dem Intermezzo mit dem Gemeindepräsidenten und mit dem Leitbild für Lengwil besann sich Katrin darauf, warum sie vorhin so rasch wie möglich wieder zum Hof-Tschannen begeben hatten: Sie wollte doch sehen, was sich auf dem USB-Stick, der höchstwahrscheinlich von Nicoletta stammte, befand.

Da das nachmittägliche Wetter immer noch zu einem Aufenthalt im Freien einlud, holte sie ihren Laptop aus ihrem Zimmer und nahm vorsichtshalber jenen von Oliver auch gleich mit. Wieder im Garten angekommen, steckte sie den Stick ein und öffnete ihn. Dazu kommentierte sie: »Zum Glück kein Passwortschutz. Lauter Dateien mit der Bezeichnung «Endspiel», durchnummeriert. Stammt also offensichtlich von Nicoletta. Mensch, das ist aber eine Menge Dateien! Wird lange dauern, bis ich das alles durchgesehen habe. Nein, ich glaube nicht, dass du mir helfen kannst. Ich schlage stattdessen vor, dass du noch einmal das Netz auf der Suche nach möglichen Informationen rund um Lengwil durchstöberst, die vielleicht einen Hinweis auf ein Mordmotiv ergeben. Ich bin zwar auch nicht schlecht bei Internetsuchen, aber du bist doch etliche Jahre jünger als ich und hast deshalb noch einmal einen anderen Zugang. Das sollten wir ausnutzen«.

Bald blickten beide konzentriert auf den Bildschirm ihres jeweiligen Laptops. Eine ganze Zeit lang herrschte Schweigen. Dann erhob Oliver seinen Blick und schaute Katrin an: »Hast du schon was?«

»Nein«, antwortete diese. »Ich habe schon etliche Konzeptpapiere zu ihrem Projekt gefunden und auch Unterlagen zu ihren Verhandlungen mit dem Gemeinderat Lengwil und mit möglichen Sponsoren, aber nichts, was auf ein Mordmotiv hindeuten würde. Wieso fragst du? Hast du was?«

»Könnte sein«, meinte Oliver, »auch wenn es noch absurder ist als die bisherigen möglichen Tatmotive, die uns von den verschiedenen Trittbrettfahrern geliefert wurden.«

Katrin war neugierig geworden: »Von welcher Absurdität sprichst du?«

»Du hast mir doch erzählt«, begann Oliver, »dass Nicoletta das neue Wappen von Lengwil als starkes Symbol für die Potenziale einer Gemeindefusion betrachtete und es mit Laserstrahlen in den Himmel

projizieren wollte. Du hast es mir damals gezeigt, und ich fand auf den ersten Blick die Idee gut, im neuen Wappen der fusionierten Gemeinde nicht nur die beiden Wappen der bisherigen Gemeinden nebeneinander zu stellen, sondern in Form der aufwärtsstrebenden Schweife auch ein Symbol für die Potenziale der Vereinigung einzubauen.«

»Na und?«, fragte Katrin ungeduldig.

»Nur Geduld«, beschwichtigte Oliver, »ich komme gleich darauf. Ich habe nämlich herausgefunden, dass nicht alle diese positive Beurteilung des Wappens von Lengwil teilen.«

»Wie hast du das denn herausgefunden?«

»Nun, ich bin auf die Website einer gewissen «Stiftung Schweizer Wappen und Fahnen» gestossen, und dabei auf eine Art Rezension des Lengwiler Wappens. Darin wird das Wappen nach Art eines schlechtgelaunten Kunstkritikers ziemlich verrissen. Warte, ich lese mal vor:

Das neue Wappen wirkt nicht gerade überladen, hat aber den Fehler, dass zwei weisse Felder aneinandergrenzen, dargestellt durch eine schwarze Trennlinie. Das Wappen ist halb gespalten von Rot und Weiss und geteilt von einer erniedrigten, eingebogenen, weissen Spitze. Weiter sind die "Schweife" keine heraldischen Motive. Normalerweise wird unter einem Schweif eher ein Lichtstrahl eines Kometen oder der Schwanz eines Pferdes verstanden. Man kann diese "Schweife" heraldisch als eingebogene Keile oder notfalls als eingebogene Spitzen beschreiben, die ihrerseits wiederum einer eingebogenen Spitze aufgelegt sind. Erschwerend ist, dass diese "Schweife" nicht regelmässig verteilt sind, sondern in der Mitte ein etwa doppelt so breiter Abstand vorhanden ist wie bei den übrigen Zwischenräumen.

Klingt doch reichlich besserwisserisch, oder?«

»Tatsächlich«, stimmte Katrin zu. »Jedenfalls hat sich da jemand viel Mühe gegeben für einen Verriss.«

»Es geht noch weiter: *Eine Verbesserung wäre möglich. Eine sehr gute Wirkung brächte bereits eine senkrechte Teilungslinie durch die eingebogene Spitze bis zum unteren Schildrand mit dem Vertauschen der Farben in der linken Hälfte der Spitze. Mit dieser geringfügigen Korrektur würde nicht nur der Farbregelverstoß behoben, sondern auch die Spitze mit einer bekannten Schildteilung heraldisch einwandfrei gestaltet.*

Nicht ein heraldisches, sondern ein grafisches Problem besteht im Zusammentreffen mehrerer Linien in der Spitze, wo deswegen eine klecksähnliche Stelle entsteht. Dieser Umstand wirkt sich beim Herstellen einer genähten Fahne ebenfalls unvoreilhaft aus. Etwas entschärft würde dieser Nachteil, wenn die Spitze nicht in zehn, sondern nur in acht Plätze geständert wird, was ohnehin dem Standard entspräche.»

»Geständert! Wenn ich einen solchen Fachjargon nur schon höre, wird mir übel«, knurrte Katrin.

»Aber das Beste, oder vielmehr Schlimmste, kommt erst noch«, kündigte Oliver an. »Am Schluss dieser Kritik wird in grosser Schrift zusammengefasst: «Wertung des offiziellen Wappens: Schlecht.» Und dahinter folgt, damit es auch der Letzte versteht, ein Smiley mit einem klar nach unten gebogenen Mund.«

»Krass«, fand Katrin. »Aber was hat das jetzt mit dem Mord an Katrin zu tun? Es beweist doch nur wieder einmal, dass Geschmäcker verschieden sein können, aber das ist doch kein Mordmotiv!«

»Das dachte ich zunächst auch«, sagte Oliver, »bis ich die Kommentare unter diesem Verriss gelesen habe. Da gab es welche darunter, die das Wappen, ganz im Sinne von Nicoletta, verteidigten, weil sie fanden, es sei ein starkes Symbol für Vereinigung. Andere meinten, es mache doch nun gar keinen Sinn, sich über ein Wappen, das sich längst eingebürgert habe, zu streiten. Die Welt im Allgemeinen und Lengwil im Speziellen hätten nun weiss Gott wichtigere Probleme.«

»Das finde ich allerdings auch«, kommentierte Katrin. »Aber du hast offenbar noch andere Kommentare gefunden.«

»In der Tat«, bestätigte Oliver. »Es gab auch Stimmen, die sich ganz hinter den Verriss stellten. Einer meinte, es könne doch nicht angehen, dass eine Gemeinde viel Geld in eine ästhetisch und heraldisch dermassen unbefriedigende Lösung gesteckt haben. Da sehe man mal wieder, wie wie da oben die Steuergelder des einfachen Mannes verschleuderten. Eine andere Stimme beschrieb ausführlich die Leiden jener Bevölkerungsminderheit, die über ein weit überdurchschnittlich entwickeltes ästhetisches Bewusstsein verfügten. Für solche hochsensible Menschen sei jede unästhetische visuelle Lösung eine wahre Qual. Man möge doch bitte

dafür sorgen, dass die Interessen dieser schliesslich wichtigen Gruppe von Menschen besser geschützt würden. Dabei solle man am besten im Kleinen anfangen und zum Beispiel dieses unsägliche Wappen von Lengwil endlich renovieren.«

»Das ist doch ziemlich verrückt«, kommentierte Katrin. »Jetzt verlangen also auch schon Menschen, die ihre eigenen ästhetischen Massstäbe verabsolutieren, Sonderrechte.«

»Ich verstehe ja, dass dich eine solche Haltung empört«, meinte Oliver, »gebe aber zu bedenken, dass es zumindest möglich wäre, dass gewisse Menschen unter einer ästhetischen Hypersensibilität leiden, die vielleicht angeboren ist, und für die sie nichts können. Es soll ja auch Menschen geben, die gegenüber Strahlungen sensibler sind als andere. Oder gegenüber menschlichen Schwingungen.«

»Du hast recht, da war ich etwas voreilig in meinem Urteil«, gab Katrin zu. »Doch ein Mordmotiv sehe ich noch immer nicht.«

»Warts nur ab, ich habe mir den krassesten Kommentar bis zum Schluss aufbewahrt«, kündigte Oliver an. »Den muss ich dir wörtlich vorlesen: *Endlich spricht mir jemand aus der Seele! Dieses Wappen von Lengwil ist eine Beleidigung für das Auge, ein Verbrechen an der Menschheit. Jeder, der sich einen gewissen Sinn für Schönheit bewahrt hat, wird diese Ansicht teilen. Ich aber lebe in Lengwil und muss mir diese Abscheulichkeit jeden Tag ansehen. Bisher habe ich schweigend geduldet und gelitten. Doch jetzt will eine dahergelaufene Künstlerin diesen Missgriff auch noch buchstäblich erhöhen, indem sie das Wappen in den Himmel über Lengwil projizieren will. So geht es nicht weiter. Diesem Treiben muss jetzt Einhalt geboten werden, und ich meine jetzt. Siehst du jetzt, was ich meinte?*«

»Allerdings«, gestand Katrin. »Von wann stammt denn dieser Kommentar? Das ist doch sicher vermerkt.«

»Offenbar kurz nach dem Bekanntwerden von Nicolettas Tod«, gab Oliver Auskunft. »Wäre er davor hochgeladen worden, hätte man ihn als Ankündigung eines Mordanschlags verstehen können. So aber müssen wir von einem weiteren Trittbrettfahrer ausgehen, der Nicolettas Tod als Anlass genommen hat, seinen Frust und seine Wut in die Welt hinaus zu posaunen.«

Katrin konnte das bisher Gehörte kaum glauben und hatte sich deshalb zur Bestätigung die betreffende Seite selbst auf ihren eigenen Rechner hochgeladen. Erst dann sagte sie: »Jetzt muss ich dir leider recht geben. Noch ein Trittbrettfahrer mit einem absurden Thema. Ich staune immer wieder, über welche harmlosen Themen sich Menschen bis zur Schmerzgrenze empören können. Ob sich das wohl steigern lässt?«

An diesem Abend war das nicht mehr der Fall. Ihre Gastgeberin hatte sie gefragt, ob sie etwas vom Abendessen abhaben wollten, das sie für ihre Familie gekocht hatte, und die beiden hatten das Angebot freudig angenommen. Eine ganze Weile diskutierten sie noch darüber, wie es sein könne, dass es in einer kleinen Gemeinde so viele Trittbrettfahrer mit ganz unterschiedlichen Anliegen geben könne, ohne auf eine Antwort zu kommen. Darüber frustriert, und auch weil es noch immer keinerlei Hinweise auf Nicolettas echten Mörder und dessen Motiv gab, gingen sie früh zu Bett. Dort fanden sie eine Methode, um Frust und Enttäuschung hinweg zu zaubern.

Jedenfalls träumte Katrin in dieser Nacht intensiv davon, wie sich die beiden Glasfenster in der Kirche von Oberhofen im Tanz annäherten und schliesslich miteinander verschmolzen.



Glasfenster, Kirche Oberhofen

Selbstgespräch 2

Ich merke, wie es mir immer mehr Spass macht, die Ermittlerschar im Mordfall Nicoletta Jung auf falsche Fährten zu locken. Natürlich wird kaum jemand ernsthaft daran glauben, dass ein 5G-Gegner, ein glühender Protestant, ein ewiggestriger Anhänger der alten Gemeindeordnung oder ein empörter Wappengegner tatsächlich zu einem solchen Mord fähig gewesen wäre. Aber jede dieser Fährten lenkt zunächst ab und verwirrt. Und das ist ganz in meinem Sinne.

Das Schöne an meinen Ablenkungsmanövern, die immer auf vermeintliche Trittbrettfahrer verweisen, ist ja, dass ich nie weit suchen musste. Die Seite mit dem Verriss des neuen Lengwiler Wappens gibt es zum Beispiel wirklich im Netz, sie ist ganz einfach zu finden. Dann brauchte es jeweils nur noch ein wenig Übertreibung und Überspitzung, und schon konnte der Verdacht aufkeimen, ein Einzelgänger mit seltsamen Ideen könnte sich soweit radikalisiert haben, dass man ihm doch tatsächlich einen Mord zutrauen würde.

So einfach lassen sich meine unbekanntes Gegner verwirren. Das heisst, so unbekannt sind sie mir gar nicht mehr. Die Thurgauer Kriminalpolizei gehört dazu, klar. Aber seit heute weiss ich, dass mir auch ein privates Ermittlerteam auf den Fersen ist. Es war gut, dass ich in den letzten Tagen ausgespäht habe, wer die Seite mit dem Wappenverriss aufgerufen hat. Als versiertem Hacker fiel mir das natürlich leicht. Tagelang hat niemand die Seite besucht, was ja auch kein Wunder ist, denn wer interessiert sich schon für sowas.

Heute Nachmittag dann gab es innerhalb kurzer Zeit zwei Aufrufe. Ich habe mir die IP-Adressen angeguckt und wurde bei einer hellhörig, weil sie mir bekannt vorkam. Und tatsächlich stimmte sie mit einer Adresse überein, die ich auf dem Computer dieser unsäglichen, sogenannten Aktionskünstlerin Nicoletta Jung gefunden hatte. Sie gehörte einer gewissen Katrin Neuer, die von Jung eingeladen wurde, ihr Impulse für das Projekt «Endspiel in Lengwil» zu geben. Wie ich beim nochmaligen Abchecken feststellte, war beschlossen worden, dass sich die beiden für ein paar Tage in Lengwil treffen wollten. Und zwar genau die Tage vor dem Tod meiner Konkurrentin.

Nun war ich neugierig geworden und suchte das Netz nach Informationen über die Katrin Neuer ab. Offenbar ist diese eine ganz erfolgreiche Gemeindefilosophin. Ich hackte mich kurz in ihren Mailaccount und fand anhand diverser Mailwechsel mit Kriminalpolizistinnen heraus, dass sie sich auch mehrfach an der Lösung von Kriminalfällen beteiligt hatte und dabei wertvolle Impulse liefern konnte.

Wie ich auf demselben Weg herausfand, war sie dabei mehrfach von einem gewissen Oliver Vonlanthen begleitet worden. Eine kurze Recherche ergab, dass es sich dabei um einen deutschen Stadtsoziologen mit Wohnsitz in Berlin handelte. Auch dessen IP-Adresse hatte ich schnell geknackt, und tatsächlich: Von dieser Adresse aus wurde heute Nachmittag die Seite mit dem Wappenverriss ebenfalls aufgerufen.

Noch ein wenig Hacking, und schon wusste ich auch, woher die beiden Aufrufe gekommen waren: Vom selben Ort aus, nämlich vom Hof-Tschannen in Illighausen. Die beiden waren also wieder zusammen und ziemlich sicher am Ermitteln gegen den Mörder von Nicoletta Jung. Wenn diese und Katrin Neuer die letzten Tage tatsächlich gemeinsam verbracht hatten, dann würde die Amateurermittlerin sicher alles daransetzen, den Mord zu klären. Es sei denn, sie hätte ihn selbst begangen. Was aber, wie ich verbindlich weiss, nicht der Fall ist.

Ich weiss jetzt also, dass ich neben der Polizei noch dieses Paar von kriminalistischen Laien mit einer erstaunlichen hohen Erfolgsquote als Gegner habe. Macht nichts. Im Gegenteil: Ich schätze starke Gegner. Sie lassen meine Erfolge in noch hellerem Licht strahlen. Oder werden strahlen lassen. Noch halte ich mich bedeckt. Erst mal werde ich noch eine Nebelpetarde abfeuern, um meine Gegner zu verwirren. Dann schauen wir weiter.

Lasst hören aus alter Zeit

Oliver befand sich unter der Dusche. Da diese sich in einem Nebengebäude befanden (der Hof-Tschannen war schliesslich ein Bauernhof mit Gästen und kein Luxushotel), wusste Katrin, dass es eine Weile dauern würde, bis er wiederkommen würde. Sie nutzte die Gelegenheit, um noch einmal in Nicolettas Daten zum Projekt «Endspiel in Lengwil» herumzustöbern. Vielleicht würde sie ja doch noch auf etwas Nützliches stossen.

Als Oliver wieder auftauchte, war Katrin ganz aufgeregt: »Ich glaube, ich habe auf dem USB-Stick etwas gefunden! Du wirst es nicht glauben, was plötzlich als Mordmotiv auch noch glaubhaft wirken könnte...«

Oliver, der noch nicht ganz bei der Sache war, sagte beruhigend: »Nun mal langsam und der Reihe nach. Was hast du gefunden?«

Katrin sah ein, dass sie die Sache etwas langsamer angehen musste, und begann wie vorgeschlagen von vorn: »Ich bin in Nicolettas Daten auf einen Ordner mit dem Namen «Versöhnung» gestossen. Den hatte ich bisher überblättert, denn wer denkt schon bei «Versöhnung» an Mord. Eben hat mir aber mein Bauchgefühl geraten, den Ordner doch zu öffnen.«

Jetzt ging es Oliver eher zu langsam: »Und? Was war drin?«

Katrin lächelte und sagte: »Nur Geduld. Zunächst enthielt der Ordner einen Text mit dem Titel «Eine Thurgauer Hexengeschichte aus dem Jahr 1821» und dem Vermerk: »Quelle: Illighausen – Geschichte und Geschichten von Ernst Oettli«. Also offenbar eine Dorfchronik. Ich erinnerte mich, dass ich dieses Buch in Nicolettas Zimmer gesehen habe. Weil die Versiegelung wieder aufgehoben ist, bin ich kurz rübergegangen und habe das Buch tatsächlich gefunden. Und darin auch die Geschichte mit dem erwähnten Titel. Sie steht auf den Seiten 99 bis 105 in der Chronik. Guck selber, wenn du es nicht glaubst.«

»Warum sollte ich dir nicht glauben?«, fragte Oliver entrüstet. »Was steht denn nun in der Geschichte? Hexen im Jahr 1821, das klingt doch unglaublich!«

»Ich konnte es ja auch kaum glauben«, entgegnete Katrin. »Ich wusste zwar, dass die Schweiz die unrühmliche Rolle spielte, die letzte

Hexenverbrennung in Europa zu veranstalten, aber das war, so viel ich wusste, gegen Ende des 18. Jahrhunderts und nicht schon weit im neunzehnten. Tatsächlich wurde die bedauernswerte Anna Göldi im Kanton Glarus 1782 hingerichtet. Aber offenbar war damit dieser schreckliche Aberglauben noch längst nicht ausgerottet, wie die Geschichte, die sich fast vier Jahrzehnte später ereignete, nur allzu deutlich zeigt.«

»Jetzt bin ich aber wirklich neugierig geworden«, fand Oliver. »Kannst du mir die Geschichte vorlesen? Ich höre dabei immer so gerne deine Stimme«.

»Wie schön«, lächelte Katrin, »aber in diesem Fall würde das etwas langwierig. Es handelt sich nämlich um den wörtlichen Abdruck eines Vortrags, den ein gewisser Herr Pfarrer Ludwig bald nach den Ereignissen hielt. Er war von der Geschichte direkt betroffen und berichtet deshalb sehr weitschweifig und in einem nicht ganz leicht zu verstehenden Deutsch.«

»Aber eine Zusammenfassung kannst du mir schon liefern, oder?«, fragte Oliver.

»Aber gerne«, sagte Katrin, »schliesslich musst du die Geschichte kennen, um den Rest zu verstehen. Also, wir sind im Jahr 1821 in Illighausen, das damals zu einer anderen Kirchgemeinde gehörte. Auf der einen Seite haben wir das Ehepaar Keller, Hans Jakob und Anna Barbara. Die Charakterisierung der beiden durch den Pfarrer muss ich dir wörtlich vorlesen, sie sagt einiges über die damalige Sicht von Welt und Menschen: *Derselbe ein armer, unwissender, roher, doch ziemlich gutmüthiger Mann. Die drückende häusliche Lage, in der sich diese Ehelüte längst befanden, lastete umso schwerer auf dem Weib, weil dasselbe schon seit Jahren kränkelt und an hysterischen Anfällen leidet. Die Kränklichkeit und die häuslichen Leiden haben ihrem schon an sich empfindlichen, heftigen und finsternen Charakter eine gewisse Säure eigen gemacht, die sich sogar in ihren Gesichtszügen und in ihrem Tun und Lassen ausdrückt.* Schöne Beschreibung, oder?«

»Der Stoff, aus dem die Hexen sind, kann ich da nur sagen«, meinte Oliver. »Aber fahre doch bitte fort.«

»Gerne. Unter demselben Dach wie die Kellers wohnt als Nachbar ein gewisser Hans Conrad Wyler, verheiratet mit Adelheid und Vater zweier Kinder. Wörtlich wird er so beschrieben: *Als gewesener Schulmeister bildet er sich ein, etwas mehr zu wissen und zu verstehen, ist aber ein äusserst*

beschränkter Kopf, übrigens ein stiller, arbeitsamer Mann. Und dann haben wir als dritte Hauptperson noch den eigentlichen Schurken, der so vorgestellt wird: Der berühmte Tier- und Menschenarzt, Pfleger N.N. Huber, ein alter, verschlagener, schlauer Schleicher, der sich durch mehrere gelungene, ärztliche Unternehmungen in nicht geringes Ansehen gesetzt hat, wahrscheinlich auch mancherlei praktische Kenntnisse in der Heilkunde besitzt. Er soll sich einbilden, die Kunst zu verstehen, Menschen zu bannen, Hexen kenntlich zu machen und zu vertreiben, behexte Menschen und Tiere zu kurieren; er that aber, seitdem eine bessere Ordnung wacht, und man ihm mehr und minder auflauert, mit der Kunst sehr geheim.»

»Aha, Hexenglauben gab es also noch, obwohl er schon geächtet war«, kommentierte Oliver. »Aber dieser Bösewicht hat ja fast schon Hollywood-Format.«

»Wart nur, bis du von seinen Missetaten hörst«, nahm Katrin den Faden auf. »Am Anfang der eigentlichen Geschichte steht das jüngere Kind der Wylers, das im Sommer 1821 immer mehr an gichtischen Anfällen litt. Aller ärztlicher Rat hilft nichts, was die netten Nachbarn dazu treibt zu munkeln, es stecke etwas Schlimmes dahinter. Das arme Kind werde von bösen Leuten oder gar vom Teufel geplagt, wie es im Vortrag des Pfarrers wörtlich heisst. Bei den armen Eltern kommt dieser Gedanke an. Sie haben besonders des Nachts immer mehr Angst. Wenn das arme Kind, von Schmerzen gequält, immer grässlicher schreit, so wird ihnen immer unheimlicher – es so in der Gewalt des Teufels zu sehen, ist für sie ein fürchterlicher Gedanke.

Die Weiber laufen zusammen und raten, Hilfe bei einem Doktor zu suchen, der das Hexenbannen verstehe, weil mit natürlichen Mitteln nichts mehr zu erreichen sei.«

»Jetzt kommt dieser sogenannte Doktor Huber ins Spiel«, vermutete Oliver.

»Richtig«, bestätigte Katrin. »Am Anfang weigert er sich, den Fall zu übernehmen, weil er sich vor Verdruss fürchtet, doch auf Fürbitte seiner Frau lässt er sich überreden, unter der Bedingung tiefster Verschwiegenheit Hand an das schwere Werk zu legen. Bald identifiziert Huber Wylers Nachbarin Keller als schuldige Hexe und schlägt etliche Mittel vor, diese dazu bringen, sich selbst zu entlarven. Dazu gehören Salben und Kräuter.

Zudem sollen in der Karfreitagsnacht drei Haselruten in den drei höchsten Namen geschlagen werden, mit denen dann tüchtig ins Feuer auf dem Küchenherd eingehauen werden soll. Jeder dieser Streiche werde die Hexe selbst treffen und ihr grosse Schmerzen verursachen. Eines Morgens tritt Frau Keller mit verbundenem Kopf unter Wylers Stubentür und verlangt etwas Ausgeliehenes zurück. Dies ist für Wyler und seine Vertrauten der endgültige Beweis dafür, dass Huber recht hatte.

Die Hexenjagd kann beginnen. Wyler macht entgegen seinem Verschwiegenheitsgelübde die Vorwürfe öffentlich und versucht sogar den Pfarrer zu überzeugen, indem er ihm von eigesetzten magischen Mitteln erzählt. Der Pfarrer sieht alle seine Bemühungen, den Aberglauben zu bekämpfen, gescheitert und leitet ein amtliches Verhör ein.«

»Was kam dabei heraus?«, wollte Oliver wissen.

»Die Amtsmühlen mahlten schon damals langsam«, erklärte Katrin. »Dafür startet Wyler das, was man heute ein brutales Mobbing nennen würde. Frau Keller verfällt noch mehr in Schwermut und Geistesverwirrung, und das Paar gerät wegen der öffentlichen Schmähungen in existenzielle Nöte. Erst jetzt schalten sich die Behörden wieder ein und ermitteln gegen Wyler und Huber. Huber hat offenbar seinen Klienten bestochen, so dass dieser alle seine bisherigen Aussagen zurücknimmt: Huber habe mit der Sache überhaupt nichts zu tun, alle eigesetzten Mittel seien allein auf seinem, Wylers, Mist gewachsen. Dazu der Originalkommentar des Pfarrers: *Welch eine Wendung nahm so die Geschichte! Auf dem elenden Wyler blieb nun alles sitzen, und des Lügners wartete nun freilich, was er verdiente; aber es litt darunter seine Haushaltung und die Gemeinde! In welchem erbärmlichen Lichte erschien erst jetzt der charakterlose dummschlaue Tropf! Er hatte den Einfall, mich mit weinen, jammern und lügen gewinnen zu wollen, und da ihm dies nicht gelang, begann er zu trotzen und zu trölen.* Verstärkt wird diese Haltung noch dadurch, dass das kranke Kind bald darauf stirbt.«

»Du meine Güte«, entfuhr es Oliver, »die Geschichte hat ja alles, was zu einem echten Drama gehört!«

»Und es geht noch weiter«, erklärte Katrin. »Jetzt kommt nämlich raus, dass Frau Wyler, die wenig mit dessen Treiben zu tun hatte, darunter, dass

ihrem Mann von der Obrigkeit endlich heftig der Kopf gewaschen wird, so heftig leidet, dass sie *im Gemüth schwer verdüstert* wird. Ihre Ausbrüche werden immer heftiger, bis die Kräfte der Frau zusammenbrechen und sie stirbt. Jetzt sieht der Pfarrer die Gelegenheit gekommen, von der Kanzel herab heftig gegen allen Aberglauben zu predigen.«

»Das klingt ja alles ziemlich heftig«, kommentierte Oliver. »Gibt es in der Geschichte denn gar keine versöhnlichen Elemente?«

»Doch«, antwortete Katrin, »die gibt es. Wyler bleibt zwar stur und gibt seinen Hexendoktor auch jetzt nicht preis. Aber die arme Frau Keller erholt sich dank der pfarrherrlichen Unterstützung einigermaßen von ihren seelischen Depressionen und Wirren so sehr, dass sie geistig ziemlich gesundete. Der berichterstattende Pfarrer schliesst seinen Vortrag dann so: *Der heutigen Generation wird an der ganzen Hexengeschichte unverstündlich sein, dass ein ganzes Dörflein auf sie hereinfallen konnte. Wir können darüber lächeln. Aber wie sehr muss der Hexenhandel die Seelen damals mit Beschlag belegt haben, und wie viel Leid hat er verursacht!* Das kann man wohl sagen, und das fand Nicoletta offenbar auch.«

»Wie kommst du darauf?«, wollte Oliver wissen. »Hat sie dir davon erzählt?«

»Nein, ich bin auch erst heute auf die Geschichte gestossen«, antwortete Katrin. »Aber ich habe im selben Ordner ein Konzept dafür gefunden, wie sie die Geschichte in ihre Kunstaktion «Endspiel in Lengwil» einbauen wollte.«

»Jetzt bin ich aber gespannt«, meinte Oliver. »Nämlich, wie?«

»Es sind nur ein paar Notizen, die sich Nicoletta gemacht hat«, sagte Katrin. »Die kann ich dir vorlesen.«

»Bitte«, entgegnete Oliver.

Katrin las vor: *»Als ich die Geschichte gelesen habe, war ich erschüttert. Ich wusste sofort, dass sie innerhalb meines Kunstprojekts einen versöhnlichen Abschluss finden musste. Immerhin sind es genau 200 Jahre her, seit diese für alle Beteiligten furchtbare Hexenjagd stattgefunden hat. Ich habe deshalb ziemlich viel investiert, um herauszufinden, ob es heute noch lebende Nachfahren der beiden Familien Keller und Wyler gibt. Und ich habe tatsächlich eine Nachfahrin von Kellers und einen Nachfahren von Wyler gefunden, die natürlich längst anders heissen. Mit beiden habe ich persönlich*

Kontakt aufgenommen und ihnen von meiner Idee erzählt, dass ein Handschlag zwischen ihnen einen endgültigen und versöhnlichen Abschluss der uralten Geschichte bilden könnte. Von diesem Handschlag wollte ich ein Bild aufnehmen und es in meine Projektionen einbauen, als Symbol dafür, dass Gemeinsamkeiten wichtiger sind als Unterschiede, und zwar gestern, heute und morgen. Beide waren zunächst mit meinem Vorschlag einverstanden, doch dann gab es einen Rückzieher vom Nachfahren der Wylers. So wie damals der alte Wyler zwar zunächst endlich einen Vergleich unterzeichnete, sich danach aber davor drückte, ihn zu erfüllen.»

Oliver unterbrach sie: »Davon hast du mir gar nichts erzählt!«

»Stimmt«, gab Katrin zu, »ich hielt diesen Teil für nicht mehr so wichtig. Aber willst du Nicolettas Notizen jetzt noch zu Ende hören? Okay, ich lese weiter vor: *Der Nachfahre von Wyler scheint einiges von dessen fast schon böartigen Charakter geerbt zu haben. Er begann, mich als Hexe zu beschimpfen, die es ja nicht wagen sollte, sich in seine Familienangelegenheiten einzumischen. Falls ich es doch täte, würde mir Übles, sehr Übles drohen. Weil mir diese Drohung angesichts der Heftigkeit seiner Zornausbrüche echt Angst machte, habe ich beschlossen, die Idee mit dem versöhnlichen Handschlag auf Eis zu legen, bis ich einen friedlicheren Nachkommen von Wyler gefunden habe.* So, das war es schon.«

Oliver schüttelte ungläubig den Kopf: »Eine zweihundert Jahre alte Geschichte als mögliches Mordmotiv? Das ist ja noch absurder als alles, auf das wir schon gestossen sind. Aber, was mich vor allem verwirrt: Diesmal kann es sich nicht um einen Trittbrettfahrer handeln. Das mögliche Mordmotiv wurde uns nicht von aussen geliefert, wir haben es in Nicolettas eigenen Unterlagen gefunden. Wie passt das zusammen?«

Katrin wusste auch keine Antwort und schlug vor, zur Beruhigung der Gemüter einen Spaziergang zu den Weihern zu machen, die sie Oliver ohnehin noch zeigen wollte. Das dort vorgefundene Schild trug nicht zur Verbesserung ihres Gemütszustandes bei. Im übertragenen Sinne war es auch ihnen verboten, in den trüben Gewässern rund um Nicolettas Ermordung zu fischen.

Schliesslich trug die schöne Landschaft zwischen Emmerzerweiher und Lochmüliweiher mit ihren stehenden und fliessenden Gewässern doch das

ihre dazu bei, dass die beiden wieder auf andere Gedanken kamen und fähig waren, ihr Beisammensein einfach zu genießen.



Verbotsschild am Lochmüliweiher

Selbstgespräch 3

Auf meinen letzten Streich bin ich besonders stolz. Im Zuge meiner sorgfältigen Planung dafür, wie ich meine Verfolger auf falsche Fährten zum Motiv der Ermordung meiner Konkurrentin schicken könnte, bin ich auf eine geniale Idee gekommen. Wenn ich mir schon einen Zugang zu ihrem Computer gehackt hatte, konnte ich dort nicht nur Informationen entwenden, sondern ebenso gut welche reinschmuggeln.

Ich wusste, dass sie diese blöde Hexengeschichte in einem Ordner abgelegt hatte, und ich wusste auch, dass sie sich damit offenbar schon längere Zeit nicht mehr beschäftigt hatte, gab es doch im Ordner mit dem doofen Titel «Versöhnung» schon eine ganze Zeit lang keine neuen Dokumente. Also habe ich halt eines dort platziert. War ganz einfach.

Ich bin sicher, dass die Ermittler, ob nun die von der Polizei oder diese private Schnüfflerin, früher oder später darauf stossen werden. Da haben sie aber dann was zu knabbern! Da wird ihnen ein unwahrscheinliches, aber eben doch nicht unmögliches Mordmotiv untergejubelt, und zwar nicht von einem Trittbrettfahrer, sondern vom Mordopfer selbst... Wie gerne würde ich ihre verwirrten Gesichtsausdrücke sehen!

So, nun ist aber Schluss mit dem Aussenden verwirrender Signale. Es wird Zeit für einen neuen Plan: Wie kann ich meine Genialität beweisen, und dass ich der bessere Aktionskünstler bin als diese alte Schnepfe, ohne die ganze Wahrheit preiszugeben? Es wird mir schon etwas einfallen. Und finden wird mich ohnehin niemand, dafür bin ich zu raffiniert vorgegangen. Es sei denn, ich wolle selbst gefunden werden...

Zweifel

»Lass uns auf dem Rückweg den Bogen über Illighausen schlagen«, schlug Katrin vor, nachdem sich die beiden aus einem innigen Kuss am Ufer des Emmerzerweiher gelöst hatten. »Ich hatte neulich einen Traum, in dem die Kirchenfenster von dort eine wichtige Rolle gespielt haben. Es war übrigens ein sehr erotischer Traum. Und deshalb würde ich mich gerne noch einmal mit eigenen Augen vergewissern, ob diese Fenster wirklich so ausschauen wie in meinem Traum.«

Oliver, der auf keinen Fall irgendwelche erotischen Assoziationen seiner Gefährtin stören oder gar unterbrechen wollte, willigte ein. Während sie gemütlich dahinschlenderten, ergriff er das Wort: »Weisst du, wenn ich mich so an die letzte Stunde zurückerinnere, muss ich zugeben, dass ich deine Vorliebe für das Landleben wieder ein ganzes Stück weit besser verstehe. Diese Ruhe! Sie tut einfach besser als die ständige Lärmkulisse in der Stadt, vor allem dann, wenn man sich erholen will. Ja, erholsam ist das richtige Wort. Dasselbe gilt für die Möglichkeit, sofort in der Natur zu sein, wenn man runterkommen will. Und man ist dabei allein. Sicher, ich kann in der Stadt auch in einem Park spazieren gehen, aber allein bin ich da nie. Und ich habe eben gespürt, dass es mir guttut, allein zu sein. Wobei allein sein im Moment natürlich bedeutet, mit dir allein zu sein.«

»Das will ich doch schwer hoffen!«, lachte seine Angebetete, um dann ernsthafter fortzufahren: »Ein solches Plädoyer für das Landleben habe ich von dir ja noch nie gehört. Was ist denn ich dich gefahren?«

»Na ja, ich muss gestehen, dass ich in meiner unbedingten Bevorzugung des Stadtlebens gewisse Aufweichungstendenzen spüre«, meinte Oliver. »Du wirst lachen, aber ich habe mir neulich eine Fernsehdokumentation mit dem Titel »Raus aus der Stadt – der Traum vom Leben auf dem Land« angeguckt, einfach, weil dieser Titel etwas in mir ausgelöst hat.«

»Du überraschst mich«, sagte Katrin echt erstaunt. »Und, pflegst du diesen Traum jetzt etwa auch?«

»Das denn doch nicht«, schmunzelte Oliver, »zumal der Beitrag durchaus kritisch mit dem Thema umging. Ich habe zum Beispiel gelernt, dass die Sehnsucht nach dem Landleben oft auf einer romantisierenden Vorstellung

davon beruht, die keineswegs der Realität entsprechen muss. Die Argumente für den Umzug in ein ländliches Gebiet haben mir zwar durchaus eingeleuchtet, also weniger Lärm und Hektik, und dafür mehr Raum. Wegen der deutlich günstigeren Preise kann sich eine Familie auf dem Land wesentlich mehr Wohnraum leisten, und der freie Raum um einen herum ist nun mal viel grösser. Vor allem, wenn man kleinere Kinder hat, kann das die ideale Umgebung sein. Aber...«

»Auf das «aber» habe ich schon gewartet«, lachte Katrin.

»Natürlich gibt es ein «aber»«, sagte Oliver, leicht pikiert wegen der Unterbrechung, »oder sogar mehrere. Was machst du, wenn die Kinder grösser werden und ihren Aktionsradius erweitern wollen? Wie sollen sie dahin kommen, wenn es kaum einen öffentlichen Verkehr gibt? Gut, ich weiss, in der Schweiz ist das besser geregelt, aber die deutschen Landgebiete, um die es in diesen Dokumentarfilm ging, haben dieses Problem, was bedeutet, dass du als Familie mindestens zwei Autos und eine Menge Zeit für den Transport der Halbwüchsigen brauchst.«

»Dieses Problem habe ich zum Glück nicht«, konstatierte Katrin, »aber ich sehe den Punkt. Welches aber kam sonst noch vor?«

»Das wurde von einer überzeugten Landmaus, um in deinem Jargon zu bleiben, so formuliert: In der Stadt kannst du dir für deine sozialen Kontakte die Menschen aussuchen, die dir interessant oder sympathisch genug erscheinen, um sich näher auf sie einzulassen. Die Auswahl ist schliesslich genügend gross. Auf dem Land dagegen bleibt dir gar nichts anderes übrig, als mit deinem Nachbarn Kontakt zu pflegen, auch wenn dir dessen Nase nicht ganz passt. Sonst bist du sozial bald ziemlich isoliert. Das braucht Fähigkeiten, über die du als Städter nicht automatisch verfügst, und die du erst mühsam lernen musst.«

»Das stimmt natürlich«, bestätigte Katrin, »es ist auch meine Erfahrung. Wobei es natürlich Menschen gibt, denen es durchaus gefällt, derartige lockere Kontakte zu pflegen, um sich nicht allein zu fühlen. Für den Aufwand, den die Pflege tieferer und intensiverer Freundschaften braucht, fühlen sie sich nicht gerüstet. Oder sie brauchen oder wollen solche Freundschaften gar nicht. Und solche Menschen sind genau deswegen auf dem Land gut aufgehoben.«

»Du zählst dich offenbar auch dazu«, merkte Oliver an. »Wenn wir schon bei bisher unbekanntem Argumenten für das Leben auf dem Land sind: Hast du sonst noch eines zu bieten, das ich noch nicht kenne?«

»Wahrscheinlich habe ich es schon mal erwähnt, aber ich wiederhole es gerne«, begann Katrin ihre Antwort. »Es geht darum, was die Landschaft in der eigenen Umgebung dem Auge bietet. In der Stadt sind das wegen der endlosen Häuserzeilen vorwiegend gerade Linien. Auf dem Land dagegen werden einem chaotische Kurven geboten. Selbst hier, wo wir doch eigentlich auf einer Hochebene sind, gibt es sanfte Wellungen und Hügel. Na ja, der Bodensee bildet eine ebene und gerade Fläche, aber schon das Ufer auf der anderen Seeseite ist wieder geschwungen.«

»Und was ist mit diesen geraden Äckern, die man hier überall sieht?«, erkundigte sich Oliver.

»Ja, das sind gerade Linien«, gab Katrin zu, »doch fallen für mich weniger ins Gewicht, weil sie sich auf die Horizontale beschränken, während die Geraden in der Stadt auch in die Vertikale streben.«

»Der Punkt geht an dich«, fand Oliver. »Und du hast es mir zwar sicher schon mal gesagt, aber ich habe es leider wieder vergessen: Was genau bewirkt dieser Unterschied zwischen geraden Linien und chaotischen Kurven bei dir?«

»Ich wiederhole es gerne noch mal«, sagte Katrin, leicht eingeschnappt, weil Oliver etwas ihr so Wichtiges einfach vergessen konnte. »Die Landschaft, auf die ich blicke, ist eine Art Spiegel meiner inneren Denklandschaften. Und ich denke nun mal nicht gerne stur geradeaus. Ich liebe die Abzweigungen von meinen Denkpfeilen nach links und nach rechts, und bevor die Corona-Skeptiker diesen Begriff so schrecklich missbraucht haben, hätte ich mich mit Überzeugung als Querdenkerin bezeichnet. In der Stadt fühle ich mich ständig aufgefordert, stärker geradeaus zu denken, während die ländliche Landschaft meine Art des immer leicht chaotischen Denkens von aussen unterstützt. Hast du es dir jetzt gemerkt?«

»Du brauchst nicht gleich eingeschnappt zu sein«, gab Oliver zurück, »bloss, weil ich mal etwas, was mit dir zu tun hat, vergessen habe. Und zwar etwas, von dem ich zugeben muss, dass ich es immer nicht ganz verstanden habe. Ich kann überall gleich denken. Aber du siehst es nun mal so, und

das ist doch die Hauptsache. Wieder Frieden?«, fragte er, um das Thema abzuschliessen, und streckte ihr seine Hand entgegen. Katrin war froh, dass die aufkeimende Zwietracht zwischen ihnen sich so auflösen versprach und ergriff seine Hand.

»Wir werden uns in dieser Frage offensichtlich nie ganz einig werden«, beendete sie das Thema ihrerseits, »aber das macht nichts. Schliesslich machen solche Unterschiede einen wesentlichen Teil der Spannung aus, die es zwischen uns gibt. Nicht wahr?«, fragte sie, und gab ihrem Liebsten einen dicken Kuss.

Mittlerweile waren sie im Inneren der Kirche angekommen, und Katrin staunte: Das waren gar nicht die Kirchenfenster in ihrem Traum! »Da habe ich mich wohl geirrt«, gestand sie, »die Fenster in meinem Traum sind in Wahrheit in der Kirche Oberhofen. Dann müssen wir uns halt mit einem Bild der richtigen Fenster begnügen, ich habe sicher welche auf dem Tablet. Dort fand sie bestätigt, dass sie sich in ihrem Traum ganz gut an die beiden Fenster erinnert hatte, das eine vorwiegend in rot und das andere mehrheitlich in Blau gehalten. Sie wies Oliver auf das kreisrunde, kleinere Fenster zwischen den beiden grossen mit der Abbildung einer Taube hin und erzählte, wie beim symbolischen ekstatischen Tanz zwischen ihnen beiden dieses runde Fenster immer mehr um die eigene Achse gewirbelt habe.

Oliver fand es zwar etwas befremdlich, wie man mit Fenstern in einer protestantischen Kirche erotische Assoziationen verbinden konnte, behielt diese Skepsis aber für sich und freute sich darüber, dass das erotische Spannungsfeld zwischen Katrin und ihm offenbar auch von ihr wahrgenommen und freudig akzeptiert wurde.



Zettel auf Bank in der Kirche Illighausen

Katrin spürte die aufkeimende gegenseitige Anziehung, die von der knallroten Farbe der Bezüge der Kirchenbänke noch verstärkt wurde. Doch ehe sie entsprechenden Phantasien näher nachhängen konnte, entdeckte sie die Zettel, die auf jeder zweiten Bank lagen, offenbar, um die zu Corona-Zeiten vorgeschriebenen Abstände zwischen den Kirchenbesuchern einhalten zu können.

Sie las den Zettel, stutzte und sagte dann: »Wahrscheinlich liegt es am Thema, das wir gerade besprochen haben, aber ich habe den Satz «Ich bleibe frei» eben auf mein Denken bezogen, oder wahrscheinlich auch auf unseres.«

»Du sprichst in Rätseln«, merkte Oliver an.

»Ja, ich meine unser Denken im Falle des Mordes an unserer armen Nicoletta.«

»Aha, du bist wieder bei diesem Thema gelandet. Sorry, dass ich da nicht gleich nachkam.«

»Ich muss mich entschuldigen, war ja auch ein ziemlich abrupter Themenwechsel. Aber ich hatte gerade das starke Gefühl, wir hätten bisher zu sehr geradeaus gedacht und dabei Wesentliches übersehen. Ich habe diesen Text als Aufforderung verstanden, noch einmal ganz frei über alles nachzudenken.«

»Und was heisst das jetzt konkret?«

»Wir haben uns doch heute Morgen, als ich die Notizen von Nicoletta über ihre Pläne rund um diese Hexengeschichte auf dem Stick entdeckte, gewundert, wie es sein könne, dass ein Hinweis auf ein mögliches Mordmotiv diesmal nicht von aussen, höchstwahrscheinlich also von einem Trittbrettfahrer kam, sondern aus einer ihrer eigenen Dateien.«

»Ja, und?«

»Mir sind soeben erhebliche Zweifel gekommen.«

»Zweifel woran?«

»Zweifel daran, dass diese Notizen wirklich von Nicoletta selbst stammen.«

»Und woran machen sich diese Zweifel fest?«

»Ich war beim Lesen und Vorlesen dieser Notizen von Anfang an irritiert. Irgendetwas stimmte daran nicht. Ich habe ja nun vieles gelesen, was von Nicoletta geschrieben wurde, und deshalb bin ich mittlerweile fast sicher, dass diese Notizen nicht zu ihrem Stil passen. Ja, ich bin sicher.«

»Aber wer sollte sie denn sonst geschrieben haben?«

»Das weiss ich noch nicht. Aber erinnerst du dich an die Mitteilung von Maja Bachofner, die Polizei habe festgestellt, dass Nicolettas Computer gehackt worden sei? Das bedeutet doch, dass der unbekannte Hacker nicht nur Daten auslesen konnte, sondern auch welche einschmuggeln.«

»Das klingt auf den ersten Blick wirklich nach sehr freiem, um nicht zu sagen chaotischem Denken«, konstatierte Oliver, »aber bei näherem Zusehen durchaus plausibel. Und erschreckend. Denn wir sind doch, wie die Polizistin auch, davon ausgegangen, dass der Hacker mit dem Mörder identisch ist, der so herausfand, dass Nicoletta sich zum Tatzeitpunkt hoch oben im Kirchturm von Oberhofen befinden würde. Dann hätte also der Mörder selbst diese Notizen auf Nicolettas Laptop deponiert, um uns auf eine falsche Fährte zu locken.«

»Mit uns sind wohl nicht wir gemeint«, korrigierte Katrin. »Von uns kann der Mörder ja nichts wissen. Aber damit rechnen, dass die Polizei diese Notizen auf dem beschlagnahmten Laptop finden würde, konnte er sehr wohl.«

»Aber warum sollte der Mörder, sofern er denn wirklich mit dem Hacker identisch ist, so etwas tun?«, fragte Oliver skeptisch.

»Weil er die Ermittler von sich ablenken will«, meinte Katrin. »Oder vielleicht einfach aus Spass an der Freud. Wir haben doch auch schon Verbrecher erlebt, denen es einen diebischen Spass gemacht hat, ihre Häscher immer wieder auf eine falsche Fährte zu locken.«

»Könnte beides durchaus ein«, gestand Oliver ein. »Und vielleicht sollten wir der Aufforderung auf dem Zettel, frei zu bleiben, weiterhin nachkommen und unser Denken von den geraden Pfaden weglenken.«

»Wie meinst du das?«

»Na ja, wir sind doch bisher ganz selbstverständlich davon ausgegangen, es gäbe verschiedene Trittbrettfahrer, die den Mord an Nicoletta als Vehikel nutzten, um ein ideologisches Anliegen bekannt zu machen, für das sich sonst niemand interessiert hätte. Was aber, wenn das gar nicht stimmt? Ich bekomme jedenfalls an unserer bisherigen Ansicht erhebliche Zweifel.«

»Du meinst, die bisherigen Schreiben der angeblichen Trittbrettfahrer stammen vielleicht gar nicht von verschiedenen Quellen, sondern von einer einzigen? Nämlich vom Hacker, der den letzten Hinweis auf Nicolettas Computer eingeschmuggelt hat? Was ja bedeuten würde, dass der Mörder selbst hinter allen diesen Aktionen steckt.«

»Könnte doch sein, oder nicht?«

»Das hiesse, der Mörder selbst hätte die Hinweise auf alle möglichen Mordmotive geliefert, um von seinem eigenen abzulenken. Aber welches könnte das sein?«

Oliver überlegte einen Moment und sagte dann: »Das weiss ich auch nicht. Aber vielleicht haben wir es bisher tatsächlich versäumt, ernsthaft und systematisch über das wahre Mordmotiv nachzudenken, weil wir so fasziniert waren von der breiten Palette zwar unwahrscheinlicher, aber eben doch möglicher Motive, die uns der Mörder selbst präsentiert hat.«

»Du hast wahrscheinlich recht«, gestand Katrin zerknirscht. »Am Anfang, als noch ihr Exfreund unter Verdacht stand, dachte ich tatsächlich, es könnte sich um eines der wichtigsten Mordmotive handeln, nämlich um Eifersucht. Und ich fand es typisch, dass ein zurückgewiesener Macho aus Rache eine Frau umbringt. Als diese Möglichkeit dann wegfiel, weil der Exfreund ein wasserdichtes Alibi hatte, und höchstwahrscheinlich nicht genug Kohle, um einen Auftragsmörder anzuheuern, war ich tatsächlich

auch so fasziniert, von all den interessanten Seitenpfaden, die uns auf dem Silbertablett serviert wurden, dass ich nicht weiter über klassische Mordmotive nachgedacht habe. Das sollten wir unbedingt nachholen.«

Sie hatten genug von der Kirche gesehen und machten sich auf den Rückweg zu ihrem gastlichen Bauernhof. Unterwegs nahm Katrin den Faden wieder auf: »Wir waren tatsächlich blind. Warum haben wir nie über klassische Mordmotive nachgedacht, obwohl sie doch eigentlich auf der Hand liegen würden.«

»An welche denkst du?«, wollte Oliver wissen.

»An Gier natürlich. Oder an berufliche Eifersucht, an die Kränkungen eines unterlegenen Konkurrenten.«

»Gier weiss ich nicht« gab Oliver zu bedenken, »denn was hätte man bei Nicoletta an materiellen Gütern schon holen sollen? Aber überspitztes Konkurrenzdenken oder berufliche Eifersucht, wie du es genannt hast, käme sehr wohl in Frage. Nicoletta war eine Künstlerin, und zwischen Künstlern, habe ich mir von verschiedenen Bekannten sagen lassen, die auf diesem Gebiet tätig sind, kann es sehr wohl ein ausgeprägtes Konkurrenzdenken geben. Man gönnt der Konkurrenz die Erfolge nicht, welche diese einheimst. Und wenn ich dich richtig verstanden habe, war Nicoletta durchaus erfolgreich.«

»Ja«, meinte Katrin, »nur so als Beispiel hat sie sich im Wettbewerb darum, wer die Lengwiler Kunstaktion gestalten darf, durchgesetzt, was bei ihr als junge Frau keineswegs selbstverständlich war.«

»Und auch noch als Ausländerin«, fügte Oliver hinzu.

»Der Sache sollten wir auf jeden Fall nachgehen«, sagte Katrin entschieden. »Vielleicht finden wir ja auf dem Stick einen nützlichen Hinweis. Aber das hat Zeit bis morgen. Wenn wir zurück sind, möchte ich erst einmal da weiterfahren, wo wir eben in der Kirche angefangen haben. Wenn du verstehst, was ich meine.«

Oliver hatte verstanden, und so kam es, dass sie an diesem Tag nichts mehr taten, um den Fall zu lösen. Morgen war ja tatsächlich auch noch ein Tag.

Selbstgespräch 4

Es war eine kluge Entscheidung, mich in die Handys von Katrin Neuer und Oliver Vonlanthen einzuhacken, nachdem ich herausgefunden hatte, dass die beiden in die Ermittlungen zum Tod von Nicoletta Jung einbezogen sind. Das heisst, bei seinem habe ich es nicht geschafft. Gehört halt zu den technikaffinen jüngeren und männlichen Grossstädtern, die sensibilisiert sind für die Notwendigkeit von Schutzprogrammen. Machte aber nichts, dafür konnte ich ihres hacken. Wenig technikaffin, ältere Frau vom Land und damit eher vertrauensselig – die Klischees stimmen eben manchmal doch.

Jedenfalls konnte ich auf ihrem Handy einen GPS-Datensender und ein Abhörprogramm installieren, das es mir erlaubt, jederzeit das Mikrofon zu aktivieren, womit ich nicht nur weiss, wo sie gerade ist, sondern auch mithören kann, was die beiden miteinander besprechen. Dass die beiden meistens zusammen sind, habe ich einfach angenommen.

Als der GPS-Tracker meldete, Frau Neuers Handy näherte sich der Kirche von Illighausen, wurde ich neugierig und habe mitgehört, wie sich die beiden unterhielten. Zunächst handelte es sich um ein für mich völlig uninteressantes erotisches Geplänkel, doch dann wurde ich hellhörig. Ganz offensichtlich sprachen sie über den Mordfall Jung und über mein letztes Ablenkungsmanöver mit der uralten Hexengeschichte. Dabei sind sie der Wahrheit, nämlich dass ich hinter allen Ablenkungsmanövern mit angeblichen Trittbrettfahrern, stecke, gefährlich nahegekommen. Dasselbe gilt für meine Motive.

Eigentlich hatte ich ja gedacht, dass die Polizei, die Nicolettas Computer beschlagnahmt hat, irgendwo in den Tiefen von dessen Festplatte auf das belastende Material stossen würde. Ich traue ihr das durchaus zu, doch weil sie unverschuldet unter Überlastung und Personalmangel leidet, bin ich davon ausgegangen, dass das ziemlich lange dauern würde.

Nun sind also diese Privatermittler auf die heissen Spuren gestossen. Auf diese Idee wäre ich nie gekommen, denn wie sollten die beiden an die Daten meiner Konkurrentin kommen? Nun weiss ich es. Frau Neuer sprach von einem Stick, dessen Inhalt sie weiter durchsuchen wolle. Es muss dieser

unseligen Frau Jung gelungen sein, noch vor ihrem Tod eine Kopie zu ziehen und diese, wie auch immer, Frau Neuer zukommen zu lassen.

Damit sind die Karten in meinem Spiel natürlich neu gemischt. Ich traue es diesen Privatschnüfflern durchaus zu, mir auf die Schliche zu kommen. Sie haben reichlich Zeit, verfügen über die Fähigkeit, die richtigen Schlüsse zu ziehen, wenn auch nicht immer sofort, und Frau Neuer ist von Jungs Tod direkt betroffen und damit entsprechend motiviert.

Als mir das klar wurde, verspürte ich den spontanen Impuls, die beiden lästigen Verfolger meiner Taten zu beseitigen. Endgültig, natürlich. Das dürfte bei meinen Fähigkeiten kein besonderes Problem sein, dachte ich mir, mal abgesehen davon, dass ich bei den beiden mehr Skrupel hätte als bei meinem ersten Mord.

Allerdings würde die Polizei in diesem Fall wohl sehr schnell eine Verbindung zum Jung-Mord herstellen und ihre Anstrengungen verstärken, was die Wahrscheinlichkeit, dass ich doch erwischt würde, deutlich steigern könnte. Wenn ich also den beiden doch an den Kragen gehe, muss ich dafür sorgen, dass die Leichen spurlos verschwinden. Ohne Leiche kein Mord, heisst es bekanntlich, und dass das junge Liebespaar sich irgendwohin abgesetzt hat, wo es niemand findet, könnte für sein Verschwinden durchaus eine überzeugende Erklärung sein.

Ich beschloss, die Entscheidung erst einmal zu vertagen und abzuwarten, wohin sich die Dinge entwickeln. Wenn die beiden der Lösung zu nahekommen, kann ich ja immer noch eingreifen.

Und überhaupt: Ich weiss ja noch immer nicht wirklich, ob ich eigentlich gefunden werden will oder nicht. Wenn ich geschnappt werde, würde ich, im Prozess, und schon davor, die von mir so sehnlich gewünschte grosse Bühne finden, auf der ich der ganzen Welt klar machen könnte, was für ein genialer Künstler ich bin. Bleibe ich unentdeckt, kennt ausser ein paar Ermittlern niemand diese Wahrheit. Ich muss mir das noch einmal gut überlegen.

Heisse Spur

Nach dem harten Corona-Winter waren die frühlingshaften Verhältnisse der letzten Tage, die sie vorwiegend draussen verbracht hatten, für Katrin und Oliver eine echte Labsal gewesen. Doch in dieser Nacht hatte das Wetter gedreht. Es war merklich kühler geworden und vom Himmel fiel ein penetranter Nieselregen. Selbst der Blick in Richtung Bodensee verlor sich in einem konturenlosen, nebligen und grauen Loch.

Heute hiess es also drin zu bleiben. Wahrscheinlich vorzugsweise in ihrem kleinen, aber gemütlichen Zimmer. Die Holztäfelung erinnerte Katrin an ihre ländliche Heimat, wenngleich sie selbst in einer modern renovierten Wohnung in einem über 200 Jahre alten Haus lebte. Trotzdem fühlte sie sich hier heimisch. Und für Oliver war diese Umgebung ein willkommener Kontrast zu dem, was er aus verschiedenen Grossstädten kannte.

Einen Tisch zum Arbeiten und zwei einfache Stühle gab es auch. Katrin fand, am besten kopiere Oliver den Inhalt des Sticks auch auf seinen Computer, denn dann könnten sie beide gleichzeitig und bequem dieselben Dokumente anschauen. Das dauerte eine Weile, und so hatten die beiden Zeit, sich darüber zu unterhalten, wonach sie eigentlich suchen wollten.

Katrin begann: »Mit der Deponierung des Sticks wollte uns Nicoletta doch bestimmt etwas sagen. Gut, dass ich ihn finden und behändigen würde, konnte sie nicht voraussehen. Aber auch, wenn die Polizei ihn gefunden hätte, würde sie sich wohl fragen, warum Nicoletta ausgerechnet diese Daten kopiert hat.«

»Was zeichnet diese Daten denn aus?«, wollte Oliver wissen.

»Es sind ausschliesslich Daten zu ihrem Projekt «Endspiel in Lengwil». Nichts über andere Projekte, nichts Persönliches, nichts Privates.«

»Und was schliesst du daraus?«

»Dass der Schlüssel, der uns zu ihrem Mörder führt, etwas mit dem Projekt zu tun haben muss.«

»Ist das nicht eine etwas kühne Behauptung?«, wandte Oliver ein.

»Mag sein«, gab Katrin zurück, »nenn es einfach weibliche Intuition. Nein, im Ernst: Der Mord ist in Lengwil geschehen. Alle falschen Spuren, die uns serviert wurden, führen nach Lengwil. Das kann doch kein Zufall sein.«

»Gut, gehen wir mal davon aus, dass der Schlüssel wirklich auf dem Stick zu finden ist«, sagte Oliver. »Du hast ja schon reingesehen. Was ist denn so alles drauf?«

»Alles, was irgendwie mit dem Projekt zu tun hat. Nicoletta war offenbar eine sehr akribische Sammlerin und Archivarin von Daten aller Art, also jedenfalls bei diesem Projekt. Ich habe zum Beispiel den ganzen Mailverkehr zwischen ihr und mir gefunden, und auch zu unseren Telefongesprächen hat sie sich ausführliche Notizen gemacht und abgespeichert.«

»Das macht es uns einerseits schwerer, uns durch den ganzen Datenwust zu wühlen«, fand Oliver, »aber es erhöht auch die Chancen, dass wir etwas Relevantes finden.«

»Dazu wäre es gut, wenn wir unser Suchfeld etwas einengen könnten«, meinte Katrin. »Wir haben doch gestern darüber gesprochen, dass Konkurrenzneid das Mordmotiv gewesen sein könnte.«

»Gibt es denn einen Ordner mit dem Namen «Konkurrenz» oder so?«, wollte Oliver wissen. Katrin blätterte das Ordnerverzeichnis durch und meldete, so etwas gäbe es nicht.

»Schade. Aber wäre ja auch zu einfach gewesen«, sagte Oliver. In diesem Moment meldete sein Computer, die Daten des USB-Sticks seien vollständig übertragen. Er öffnete die Datei und meldete, dass er jetzt bei der Suche direkt helfen könne.

Zunächst sinnierte er jedoch weiter und sagte dann: »Ich glaube ja nicht, dass es sich um eine gewöhnliche Konkurrenz zwischen Künstlern handelt. Wie du richtig sagtest, deutet alles darauf hin, dass es um das Projekt «Endspiel in Lengwil» geht. Vielleicht handelt es sich ja um die Rache eines beim Projektwettbewerb unterlegenen Kandidaten. Weisst du eigentlich, wie Nicoletta seinerzeit zu diesem Projekt gekommen ist?«

»Nein, darüber hat sie nie etwas erzählt«, wusste Katrin zu berichten. »Aber vermutlich suchen wir wirklich zunächst am besten in dieser Richtung.«

Auf Anhieb fanden beide nichts Passendes. Dann sagte Oliver plötzlich: »Hier ist etwas, wenn es auch in eine andere Richtung deutet. Ich habe kurz im Ordner «Lieferanten» herumgeschnüffelt und eine Mail gefunden, die auf einen Konflikt hindeutet. Es geht um einen Lieferanten, der angefragt wurde,

ob er die für die Lichtinstallation notwendigen Laserprojektoren vermieten würde.« Er nannte Katrin den Namen des Dokumentes, damit diese selber lesen konnte.

Es handelte sich um einen Mailwechsel, in dem der Ton anfänglich freundlich wirkte, um dann immer gereizter zu werden. Katrin hatte dem potenziellen Lieferanten schliesslich abgesagt, weil sie ein besseres und erst noch günstigeres Angebot gefunden hatte, woraufhin ihr Gegenpart verbal ziemlich ausflippte. Dessen Mail endete damit, dass er wüste Drohungen aussprach und ankündigte, wenn Nicoletta nicht auf ihren Entscheid zurückkäme, würde sie das ernsthaft bereuen.

»Ist das ernst zu nehmen?«, fragte Katrin, während Oliver bereits im Netz nach Informationen über die betreffende Firma suchte. Bald fand er eine Zeitungsmeldung, wonach der Inhaber des kleinen Unternehmens vor etwa drei Wochen bei einem Verkehrsunfall überraschend ums Leben gekommen sei. »Damit hat er wohl ein astreines Alibi«, kommentierte Oliver seinen Fund trocken.

»So pervers es klingt, aber das erleichtert mich«, sagte Katrin. »Für einen Moment habe ich schon gedacht, unser unbekannter Hacker hätte Nicolettas Computer diese Mails untergejubelt, um uns schon wieder auf eine falsche Fährte zu locken.«

»Mit uns meinst du aber nicht uns beide«, wandte Oliver ein. »Wie gesagt, von unserer Existenz kann er ja nichts wissen.«

»Da bin ich mir nicht mehr so sicher«, murmelte Katrin, die bereits abgelenkt war von einem Fund, den sie ihrerseits gemacht hatte. »Ich glaube, ich hab's«, rief sie, beinahe schon triumphierend.

»Was denn?«, wollte Oliver wissen.

»Die Dokumente, die zeigen, wie sie an ihr Lengwiler Projekt gekommen ist«, gab Katrin Auskunft und wies ihn an, wie er zum entsprechenden Ordner kommen würde. Dieser war ziemlich gut in einer Kaskade von übergeordneten Ordnern versteckt, weshalb Katrin bei ihren bisherigen Suchprozessen auch nicht darauf gestossen war. Er war mit «G & G» angeschrieben, was Katrin so erläuterte: »Erinnerst du dich an die Dorfchronik über Illighausen? Die heisst doch im Untertitel «Geschichte und Geschichten». Das hat mich animiert, Nicolettas Ordner namens «G & G» zu

öffnen, und tatsächlich, darin sind Geschichte und Geschichten enthalten, in denen es darum geht, wie Nicoletta zu ihrem Lengwiler Auftrag gekommen ist. Das sollten wir jetzt gründlich studieren.«

Das taten sie, und da Nicoletta alle fraglichen Dokumente, Mailwechsel und Gesprächsnotizen sorgfältig archiviert hatte, konnten sie die Geschichte bald einigermaßen rekonstruieren. Demnach hatte die Gemeinde Lengwil bereits vor bald einem Jahr, also nicht lange nach Ausbruch der Corona-Pandemie, einen Wettbewerb ausgeschrieben, in dem sie ein Kunstprojekt suchte, das für Lengwil ein leuchtender Meilenstein auf dem Weg der Gemeinde in die Zukunft sein sollte. Sie hatte dafür ein Rahmenbudget festgelegt, das nicht überschritten werden durfte. Ansonsten gab es keine Einschränkungen, die Wettbewerbsteilnehmer waren in der Wahl ihrer künstlerischen Mittel völlig frei. Die Auswahl sollte eine Jury treffen, die aus Einheimischen und Externen zusammengesetzt war, und in der der Lengwiler Gemeindepräsident den Vorsitz führte.

Laut Nicolettas eigenen Notizen hatte sie das gesamte Kunstgeschehen rund um den Bodensee ständig auf ihrem Beobachtungsmonitor, weil sie sich mit der ganzen Bodenseeregion über alle Landesgrenzen hinaus identifizierte und in dieser Gegend ihre Heimat verortete. So war sie auf die Ausschreibung gestossen.

Sie war dann selbst nach Lengwil gefahren und hatte sich von der ebenen Landschaft mit ihren markanten vertikalen Kontrapunkten inspirieren lassen und war auf die Idee gekommen, zur Unterstreichung dieses Landschaftselementes alle vorhandenen Türme mit einer nächtlichen Illumination zu versehen. Und nachdem sie sich in die Geschichte der Gemeindefusion vertieft hatte, war ihr klar geworden, dass das vereinigte Wappen in ihrer Kunstaktion ebenfalls eine wichtige Rolle spielen müsse, um auf die immer noch vorhandenen Zukunftspotenziale dieser neuen Einheit hinzuweisen. Auch hier war die wichtigste Dimension jene der Vertikalen, weshalb sie auf die Idee gekommen war, das Wappen in Form einer bewegten Animation mit Hilfe von Laserstrahlen in den nächtlichen Himmel zu projizieren.

Eine erste Kalkulation der erfahrenen Laserkünstlerin Nicoletta hatte ergeben, dass beide Elemente ihres Projekts im vorgesehen Budgetrahmen

finanzierbar waren. Daraufhin hatte sie eine Projektskizze geschrieben, diese mit visuellen Skizzen und ersten Animationsbeispielen ergänzt und eine erste Kalkulation hinzugefügt, und dann das Ganze bei der Gemeinde Lengwil eingereicht.

Sie hatte den Wettbewerb schon fast vergessen, als sie einen überraschenden Anruf des Lengwiler Gemeindepräsidenten erhielt. Dieser teilte ihr mit, ihr Projekt sei in die engste Auswahl gekommen, und er würde sie vor dem endgültigen Entscheid gerne persönlich kennenlernen.

Sie hatte selbstverständlich zugesagt und sass bald darauf an einem Frühsommertag zusammen mit dem Gemeindepräsidenten im Garten eines der damals noch offenen Lengwiler Restaurants. Wie Nicoletta notiert hatte, konnte sie bei diesem Gespräch alle noch offenen Fragen des Gemeindepräsidenten zu ihrem Projekt offenbar zu dessen voller Zufriedenheit beantworten. Sie wisse nicht, ob es daran gelegen hatte, oder an der Tatsache, dass man sich gegenseitig offensichtlich sympathisch fand, oder am mittlerweile genossenen Wein aus einer der besten Bodenseelagen, oder an einer Mischung aus allem, doch jedenfalls habe ihr Gegenüber angefangen, ihr mehr über den aktuellen Stand des Wettbewerbs zu erzählen, als sie erwartet hätte.

So erfuhr sie, dass sie und ihr Projekt bei der bald zu erwartenden endgültigen Entscheidung für den Spitzenplatz gesetzt seien. Keines der übrigen eingereichten Projekte hätte die Jury, und vor allem ihn, so überzeugt wie ihres, weil es den für das nächste Legislaturprogramm von Lengwil vorgesehenen Slogan «Lengwil – verwurzelt und umsichtig in die Zukunft» ideal verkörpere. Die Verbindung von Vergangenheit und Zukunft stünde zwar auch beim zweitplatzierten Projekt im Vordergrund, doch wesentlich weniger umfassend und ganzheitlich.

Ob denn die Tatsache, dass sie Ausländerin sei und gar nicht in der Schweiz lebe, nicht gegen sie spräche, hatte Nicoletta vorsichtig nachgefragt, doch das schien laut dem Gemeindepräsidenten keine Rolle zu spielen. Man fühle sich zwar als Lengwiler, Thurgauer und Schweizer, aber eben auch als Bewohner der Bodenseeregion, und da gehöre Nicoletta doch offensichtlich dazu. Dann fügte er noch hinzu, es sei schon so, dass der Verfasser des zweitplatzierten Projekt auf einen Heimbonus hoffe, weil er eine kleine

künstlerische Eventagentur im nahen Weinfeldern leite, doch das könne und werde beim Entscheid keine wesentliche Rolle spielen.

Nachdem Nicoletta ungewollt bereits so viel über ihren Konkurrenten erfahren hatte, wagte sie es nachzufragen, woraus denn das andere Projekt bestehe. Genaueres dürfe er dazu natürlich nicht verraten, meinte der Gemeindepräsident, aber so viel könne er sagen, dass der Wettbewerber den alten Fabrikurm in der neuen Siedlung mit Szenen aus Lengwils Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bemalen lassen wolle, von unterschiedlichen Künstlerinnen und Künstlern, die er mit seiner Agentur vertrete.

Diese Idee sei zwar gut, sonst wäre sie nicht in die engste Auswahl gekommen, doch eben nicht so gut wie ihre, Nicolettas. Deshalb könne sie guten Mutes nach Hause fahren. Und tatsächlich war kurz darauf die in den Unterlagen ebenfalls dokumentierte schriftliche Mitteilung eingetroffen, sie habe den Wettbewerb gewonnen und würde offiziell mit der Ausführung ihres Projekts beauftragt.

An diesem Punkt der beidseitigen Lektüre angekommen, wollte Oliver wissen, um welchen Kamin es sich beim zweitplatzierten Projekt handle, und Katrin konnte ihm eine Aufnahme davon zeigen, die sie gemacht hatte, als sie noch mit Nicoletta zusammen die Gemeinde erkundet hatte.



Alter Fabrikamin in Neubaussiedlung in Lengwil

»Wäre sicher auch ein hübsches Projekt geworden«, kommentierte Oliver, »die Verbindung von alt und neu ist an diesem Ort ja eindeutig gegeben. Wenn ich dich richtig verstanden habe, wollte Nicoletta diesen alten Kamin auch illuminieren. Aber verlassen wir diesen interessanten Seitenpfad doch wieder und fragen wir uns lieber, was wir da gerade erfahren haben.«

»Dass es einen Konkurrenten gab, der bis zum letzten Moment auf den Auftrag hoffen durfte«, begann Katrin die Aufzählung.

»Und dass es sich bei diesem Konkurrenten offenbar mehr um einen Eventmanager mit wirtschaftlichen Interessen handelte als um eine echte Künstlerin, wie Nicoletta es war«, fuhr Oliver fort, um gleich hinzuzufügen: »Und dass dieser Konkurrent einer Ausländerin unterlag, obwohl er als Schweizer auf einen Einheimischenbonus gehofft hatte.«

»Und nicht zu vergessen«, ergänzte Katrin, »dass er als Mann gegen eine Frau verloren hatte. Da kommt eine Menge Frustrationspotenzial zusammen.«

Katrin hatte während ihrer Unterhaltung weiter in Nicolettas Notizen gelesen und sagte dann: »Hier steht noch etwas Relevantes. Nicoletta hat nach der Vertragsunterzeichnung den Gemeindepräsidenten angerufen, um sich für dessen Einsatz zu bedanken. Dieser habe gemeint, sie habe den Auftrag verdient. Schon weil sich der Zweitplatzierte als ausgesprochen schlechter Verlierer entpuppt habe. Nachdem er von seiner Niederlage erfahren habe, habe er gejamert, das bedeute in Corona-Zeiten den Niedergang seiner Agentur. Es wäre doch Aufgabe der Gemeinde Lengwil gewesen, ihn vor ausländischer und erst noch weiblicher Konkurrenz zu schützen und ihm als Thurgauer den Vorrang zu geben. Er habe gezetert und fast geweint, um dann immer wütender zu werden und zum Schluss wüste Drohungen auszusprechen. Allerdings, hatte der Gemeindepräsident hinzugefügt, müsse man solche Drohungen nicht ernst nehmen. Hunde, die bellten, würden bekanntlich nicht beißen.«

Weitere Informationen waren nicht mehr zu finden. Katrin sagte nachdenklich: »Also, Motive hätte dieser Konkurrent genug gehabt, um Nicoletta umzubringen. Rache zum Beispiel. Gekränkte männliche Eitelkeit. Aus Not geborene Gier, weil er vielleicht hoffte, nach Nicolettas Ableben doch noch zum Zug zu kommen.«

»Und soweit ich meine Künstler kenne«, fügte Oliver hinzu, »haben diese oft ein brennendes Bedürfnis danach, der Welt zu zeigen, dass sie eigentlich die besseren Künstler seien als die fälschlicherweise bevorzugte Konkurrenz. Jetzt müssten wir nur noch wissen, wer dieser Konkurrent war. Moment, ich schaue mal im Netz nach.«

Nach kurzer Zeit vermeldete er: »Kein Eintrag irgendeiner künstlerischen Agentur in Weinfeld. Wäre ja auch zu schön gewesen.«

»Das muss noch nichts heißen«, wandte Katrin ein, »die Agentur kann ja in der Zwischenzeit woanders hingezogen sein oder sich aufgelöst haben. Das werden wir schon noch herausfinden. Aber vorher muss ich dir etwas gestehen: Ich habe das bedrohliche Gefühl, dass wir beobachtet werden.«

»Wie das denn?«, fragte Oliver, zunächst wenig sensibel. »Siehst du hier in diesem kleinen Zimmer einen Beobachter? Und durch das Fenster kann man uns auch nicht sehen.«

» Stimmt«, gab Katrin zu, »Ab vielleicht ist «beobachtet» das falsche Wort. Vielleicht wäre «abgehört» besser. Ja, frag mich warum, es ist einfach nur ein starkes Gefühl, aber ich fürchte, wir werden abgehört.«

Oliver widerstand dem Impuls, Katrins Gefühl als hysterische, weibliche Ängste zu verniedlichen und dachte stattdessen eine Weile lang nach, ehe er sagte: »Gut, angenommen, du hast recht. Dann gäbe es dafür nur eine einzige Möglichkeit: unsere Handys. Dann schalten wir die jetzt zu deiner Beruhigung einfach mal eine Weile lang aus.«

Katrin hatte seinen anfänglichen Unwillen, sich auf sie einzulassen, gespürt, und war jetzt umso dankbarer dafür, dass er das dann doch noch getan hatte. Als Ausdruck ihrer Gefühle umarmte sie ihn und gab ihm einen innigen Kuss.

Selbstgespräch 5

Verdammter Mist! Jetzt haben die doch tatsächlich ihre Handys abgestellt. Damit ist mein Draht zu ihnen zerschnitten. Bauchgefühl! Weibliche Intuition! Dass ich nicht lache. Normalerweise ist das der kühlen, rationalen Art, in der ich denke, bei weitem unterlegen. Aber diesmal hat es damit geklappt, muss ich zähneknirschend zugeben.

Wie soll ich denn jetzt erfahren, ob sie den letzten Schritt auf der Fährte, die zu mir führt, auch noch schaffen? Verflucht nah sind sie mir ja schon gekommen. Dass ich nach dem Konkurs meiner Firma in einem billigen Zimmer in einem Kuhkaff untergekommen bin, wissen sie zum Glück noch nicht, weil sie auch meinen Namen noch nicht kennen. Aber ich fürchte, das werden sie auch noch herausfinden. Und dann ist es aus mit dem Versteckspiel. Ich war zwar da oben auf dem Kirchturm vorsichtig, aber einige Spuren habe ich sicher trotzdem hinterlassen, und mit den modernen Polizeimethoden werden sie mich anhand dieser Spuren überführen können.

Wenn ich diesen beiden Schnüfflern das Handwerk legen will, ehe sie mich aufstöbern, muss ich mich beeilen. Zum Glück weiss ich, wo sie gerade sind. Bei diesem Hundewetter werden sie wohl kaum auf die Idee kommen, nach draussen zu gehen. Ich müsste sie also in ihrem Gastzimmer auf dem Hof-Tschannen erwischen. Wo habe ich denn noch mal meine Waffe deponiert?

Beobachtet

»Landluft macht eben doch hungrig!«, lachte Oliver, als es vorbei war. Aus der Umarmung und dem Kuss war mehr geworden. Zu gross war die Verlockung des nur einen Schritt entfernten Bettes gewesen.

»Gut so«, schmunzelte Katrin zurück. »Auch wenn du es nicht immer glaubst, aber das Leben auf dem Lande hat schon seine Vorzüge...«

»Ja, offenbar«, stimmte Oliver zu. »Und gut war es auch, denn wer weiss schon, wann wir wieder dazu kommen?«

»Wieso das denn?«, wollte Katrin wissen.

»Weil ich morgen zurückfahren muss«, sagte Oliver kleinlaut.

»Was?«, entfuhr es Katrin. »Und wieso erfahre ich das erst jetzt?«

»Du warst heute früh unter der Dusche, als die Meldung kam, und seitdem habe ich es schlicht vergessen, wegen unseres Kriminalisierens und so«, erklärte Oliver. »Aber es wurde in Berlin eine Besprechung angesetzt, die so wichtig ist, dass ich persönlich anwesend sein muss. Davor muss ich ja noch einige Tage in Quarantäne, ich komme schliesslich aus einem Risikoland, nämlich der Schweiz.«

»Ach, dieser Corona-Nationalismus geht mir wirklich auf den Wecker«, seufzte Katrin. »Gut, wenn man aus einer Gegend mit sehr hohen Zahlen einreist, kann ich das noch verstehen, aber wenn die Werte so ähnlich sind wie in unseren beiden Ländern, bringt das doch wirklich nichts. Als ob sich das Virus von einer Grenze aufhalten liesse.«

»Ja«, stimmte Oliver zu, »dass man im ersten Corona-Frühling zwischen Konstanz und Kreuzlingen, also ganz nah von hier, einen doppelten Zaun hochgezogen hat, war einfach nur absurd. Aber so sind die Vorschriften nun mal, und deshalb habe ich für morgen einen Zug zurück gebucht.«

»Schade, sehr schade«, war alles, was Katrin dazu sagen konnte. »Das einzig Gute daran ist, dass wir bis dahin den Fall eigentlich gelöst haben sollten.«

»Wieso denkst du das?«, fragte Oliver.

»Na, ist doch klar«, gab Katrin zurück. »Wir wissen jetzt, dass dieser im Wettbewerb um das Projekt von Lengwil unterlegene Konkurrent Nicoletta mit grosser Wahrscheinlichkeit umgebracht hat. Und dass er auch hinter

allen Ablenkungsmanövern rund um sogenannte Trittbrettfahrer steckt. Jetzt müssen wir nur noch seinen Namen kennen und ihn finden. Das dürfte nicht mehr so schwer sein.«

»Wie stellst du dir das vor?«

»Ich hatte doch - wann war das nochmal, gestern oder vorgestern? – einen guten Kontakt mit dem Gemeindepräsidenten von Lengwil. Den rufe ich jetzt an, lobe ihn für das neue Leitbild – was ich übrigens guten Gewissens tun kann, ich finde es wirklich gelungen, weil kompakt und aussagekräftig zugleich – und frage ihn dann direkt nach dem Namen des Konkurrenten. Schliesslich hat er Kontakt zu diesem Typen gehabt und wird sich sicher erinnern.«

»Darauf hätte ich auch kommen können«, meinte Oliver, »aber ich war durch das eben Erlebte etwas zu sehr abgelenkt.«

»Übrigens, weil du gerade von Landluft gesprochen hast«, wechselte Katrin das Thema, »es ist in unserem kleinen Zimmer ziemlich stickig geworden. Ich werde mal das Fenster weit aufmachen, um frische Luft hereinzulassen.«

»Das kann ich doch machen«, sagte Oliver, ganz Gentleman, zog sich etwas über, ging zum Fenster, öffnete es und spähe hinaus in den dichter gewordenen Regen.

»Siehst du Spannendes?«, fragte Katrin, die noch immer wohligh entspannt auf dem Bett lag.

Oliver drehte sich zu ihr um, legte einen Finger auf seine Lippen und sagte dann leise, fast flüsternd: »Pst! Ich glaube, du hast mich angesteckt. Jetzt fühle ich mich beobachtet, und zwar nicht belauscht, sondern von einem Augenpaar angestarrt.«

»Warte, ich komme«, sagte Katrin, zog sich ebenfalls etwas über und trat neben Oliver ans geöffnete Fenster, wobei sie sich eng an ihn schmiegte. Nachdem sie eine ganze Weile angestrengt nach draussen geblickt hatte, meinte sie: »Also, ich sehe nichts. Vielleicht hat dich ja deine männliche Intuition getäuscht.«

»Das sagt ausgerechnet die, deren Intuition ich eben bei aller Skepsis ernst genommen habe«, brummte Oliver verärgert.

»Du hast recht, das war keine angemessene Reaktion«, entschuldige sich Katrin. »Aber wer sollte uns denn hier draussen in der Pampas und bei diesem Sauwetter verfolgen? Hast du denn wirklich etwas gesehen, das diesen Verdacht nähren könnte?«

»Nur einen Schatten aus den Augenwinkeln«, musste Oliver zugeben. »Aber ich kann mich natürlich auch getäuscht haben. Unsere Augen spielen uns oft einen Streich, besonders in angespannten Situationen wie diesen. Nur, was wäre, wenn deine und meine Gefühle stimmen würden?«

»Das würde ja bedeuten, dass der Mörder auch uns auf der Spur ist«, meinte Katrin und erbleichte. »Dass er uns gefunden hat und weiss, dass wir auf seiner Fährte sind. Und dass er uns vielleicht als unliebsame Zeugen auch beseitigen will.«

»Nun wollen wir mal nicht gleich das Schlimmste annehmen«, sagte Oliver tröstend und nahm Katrin fest in den Arm. »Aber die Stimmung verderben kann einem dieser Verdacht schon. Dabei habe ich gerade ungewohnte romantische Gefühle verspürt, als ich mit dir gemeinsam in den Regen hinausschaute, geborgen unter einem schützenden Dach.«

»Darauf komme ich zurück«, sagte eine schon wieder gefasstere Katrin. »Aber jetzt sollten wir erst einmal dafür sorgen, dass unser Mörder niemanden mehr bedrohen kann. Ich rufe jetzt gleich den Gemeindepräsidenten an, dann wissen wir mehr.«

Selbstgespräch 6

Wow, was für eine Gelegenheit! Ich stehe gut verborgen, nachdem er mich beinahe entdeckt hätte, aber in Schussdistanz zum offenen Fenster, unter dem die beiden jetzt eng aneinander geschmiegt stehen. Sieht fast so aus, als ob sich die beiden soeben geliebt hätten. Aber was kümmert mich das. Hauptsache, es braucht nur hintereinander zwei gut platzierte Schüsse, und schon ist das Problem erledigt.

Aber halt, was ist das? Meine Hand zittert, und meine Armmuskeln werden ganz schwach. So treffe ich sie nie. Was hält mich zurück? Ich glaube, ich weiss es. Ich habe mir ja schon überlegt, auch wenn ich das gerade nicht wahrhaben wollte, dass das Problem eben nicht gelöst ist, wenn ich die beiden jetzt erschiesse. Das wäre höchstens dann der Fall, wenn ich sie ganz und gar spurlos verschwinden lassen könnte. Aber wie soll das gehen? Wie soll ich auf einem Bauernhof, auf dem ständig was los ist, zwei Leichen unbemerkt aus den Zimmer schaffen und zu einem Versteck fahren, das ich noch gar nicht kenne? Und eine Leiche würde ja noch in den Kofferraum meines Wagens passen, aber sicher nicht zwei.

Wenn ich aber die beiden tot hier zurücklasse, direkt neben dem Zimmer, das die Jung bewohnt hat, wird selbst der beschränkteste Polizist eins und eins zusammenzählen und darauf kommen, dass die beiden Morde zusammenhängen. Und dann wird die Polizei früher oder später auf den Ordner auf Nicolettas Computer stossen und von der Geschichte des Wettbewerbs zum Lengwiler Zukunftsprojekt stossen. Und von da aus wird es nicht mehr weit sein, bis sie auf mich kommt.

Ich Depp! Ich hätte wirklich ihre Dateien sorgfältiger durchstöbern sollen, dann hätte ich diesen Ordner einfach löschen können. Jetzt ist es dafür zu spät, ich habe keinen Zugriff mehr auf den Laptop, und eine Kopie existiert offenbar zu allem Elend ebenfalls.

Es schmerzt immer noch, wenn ich bei der einen oder anderen Gelegenheit feststellen muss, dass ich eben doch nicht perfekt bin. Vielleicht bin ich es gar nicht würdig, aus diesem Kampf als Sieger hervorzugehen. Vielleicht sollte ich tatsächlich besser aufgeben.

Zu diesen düsteren Gedanken passt ein Gefühl, das ich auch gerade in mir wahrnehme. Ich bin gar nicht der eiskalte Planer und Täter, für den ich mich immer gehalten habe. Und deshalb kann ich auch nicht einfach zwei Menschen erschiessen, die mir nichts getan haben, ausser aus Motiven, die aus ihrer Sicht durchaus ehrenhaft sind, den Mord an der für sie vermutlich zur Freundin gewordenen Nicoletta aufzuklären. Dass sie mich dabei überführen werden, ist für sie nicht mehr als ein Kollateralschaden. Persönlich kann ich ihnen das nicht mal übelnehmen.

Das war bei Nicoletta schon ganz anders. Dieses Biest! Klaut mir einen Auftrag, für den ich klar der Bessere gewesen wäre! Setzt sich als fremde Hergelaufene über meinen Anspruch hinweg, als Einheimischer gesetzt zu sein! Gewinnt als Frau gegen mich als Mann, obwohl man doch weiss, dass gerade in der Kunst die Männer immer noch hochüberlegen sind! Ruiniert damit im Verbund mit Corona meine Existenz!

Ja, es kocht jetzt noch die kalte Wut auf diese Jung in mir hoch, wenn ich an all diese Dinge denke. Ich war ja selbst überrascht, als ich registrierte, mit welcher enormen Kraft ich sie da oben auf dem Kirchturm gegen diese Holzladen geschmettert habe. Da muss eine gewaltige Menge Wut dahintergesteckt haben. Und für diese Wut schäme ich mich nicht, sie war legitim.

Auf diese beiden da im Fenster aber habe ich keine Wut. Sie tun nur, was sie glauben, tun zu müssen. Das reicht nicht für einen kaltblütigen Doppelmord. Auch wenn das bedeutet, dass ich wohl schon etwas früher gestellt werden werde. Es wird Zeit, in mein kärgliches Zuhause zu fahren und dort mit grösstmöglicher Gelassenheit abzuwarten, wann die Polizei kommt. Und natürlich nochmals alles sorgfältig zusammenzustellen, was beweist, dass ich doch der bessere Aktionskünstler bin und den Auftrag von Lengwil deshalb mehr als verdient hätte.

Bekennerschreiben

Vom dem durch die Skrupel des Täters vereitelten Attentat auf sie ahnten die beiden nichts, als Katrin zum Handy griff, um den Gemeindepräsidenten anzurufen. Sie verzichtete diesmal darauf, den Lautsprecher einzuschalten, und fasste stattdessen das kurze Gespräch für Oliver zusammen: »Also, er war sofort bereit, uns zu helfen. Er erinnerte sich gut an den unterlegenen Konkurrenten im Wettbewerb um das beste künstlerische Zukunftsprojekt für Lengwil. Sein Projekt sei nicht schlecht gewesen, aber dem von Frau Jung doch deutlich unterlegen. Und er erinnerte sich leidvoll auch daran, dass dieser unterlegene Konkurrent ein schlechter Verlierer gewesen sei und sogar wüste Drohungen ausgestossen hätte, als er von seiner Niederlage erfuhr.«

»Nun mach's nicht so spannend«, unterbrach sie Oliver. »Wer ist denn nun dieser Konkurrent?«

»Auch an dessen Namen konnte er sich gut erinnern«, fuhr Katrin unbeeindruckt fort. »Es handelte sich um einen gewissen Kevin Osterwalder, der in Weinfelden eine Agentur namens KOKAG führte, was offenbar für «Kevin Osterwalders Kunst-Agentur» steht. Oder stand, vermute ich, du hast ja neulich nichts Derartiges in Weinfelden gefunden.«

»Kein sehr origineller Name«, brummte Oliver und schlug den Deckel seines Laptops auf. Nach kurzer Suche wusste er zu vermelden: »Da haben wir es doch schon. Der Eintrag der Firma KOKAG wurde vor etwa zwei Monaten auf Antrag des Konkursamtes aus dem Handelsregister gelöscht. Den Daten ist aber noch zu entnehmen, dass sich die Firma davor auf das Planen und Veranstalten von künstlerischen Events im Auftrag von Firmen, Vereinen oder Gemeinden spezialisiert hatte. «

»Dann hat ihm das Wegfallen des erhofften Auftrags aus Lengwil wohl endgültig das Genick gebrochen«, kommentierte Katrin. »Event-Anbieter haben es wegen der Corona-Krise ohnehin besonders schwer, weil niemand mehr etwas veranstaltet. Da sind allfällige Reserven natürlich schnell verbraucht. Und in einer solchen Situation kann man schon mal einen Hass auf jemanden entwickeln, der einem dringend benötigte Einnahmen

wegschnappt. Vor allem dann, wenn man fest davon überzeugt ist, eigentlich den Sieg verdient gehabt zu haben.«

»Womit wir ein klares Motiv für den Mord an Nicoletta hätten«, meinte Oliver. »Aber wo ist denn nun dieser Kevin Osterwalder zu finden?«

»Das wusste der Gemeindepräsident leider nicht«, berichtete Katrin. »Er hat mir deshalb zum Schluss dringend geraten, doch die Polizei zu informieren. Dort habe man die besten Möglichkeiten, eine möglicherweise abgetauchte Person ausfindig zu machen.«

Nach kurzer Diskussion wurde beschlossen, dass Katrin die Kommissarin Bachofner anrufen und dabei mit offenen Karten spielen solle. Das bedeutete vor allem zuzugeben, dass Katrin einen USB-Stick aus dem Zimmer von Nicoletta an sich genommen und damit der Polizei vorenthalten hatte, was als Unterschlagung von Beweismitteln einen klaren Strafbestand darstellte. Das zu erwartende Donnerwetter der Polizistin sollte sie stoisch über sich ergehen lassen und dann mit dem Hinweis kontern, die kleine Missetat habe immerhin dazu geführt, dass man jetzt mit hoher Wahrscheinlichkeit den Täter habe. Zudem habe man der Polizei ja nichts weggenommen, was diese nicht ohnehin schon besass, schliesslich seien alle von ihnen, Katrin und Oliver, gesichteten Daten auch auf dem Laptop von Nicoletta gesichert, den die Polizei ja längst beschlagnahmt habe.

Die Strategie wirkte. Nach einem kurzen Wutausbruch von Maja Bachofner liess sie sich besänftigen und hörte aufmerksam zu, als Katrin berichtete, was sie herausgefunden hatten. Abschliessend teilte sie die Einschätzung von Katrin und Oliver voll und ganz: Bei diesem Kevin Osterwalder handelte es sich mit grösster Wahrscheinlichkeit um den Mörder von Nicoletta Jung. Und deshalb galt es jetzt, ihn mit grösstem Nachdruck zu suchen und zu finden. Als Erstes wollte Maja Bachofner einen Beamten des Polizeipostens von Weinfeldern zur dortigen Einwohnerkontrolle schicken, um herauszufinden, ob sich dieser Osterwalder ordnungsgemäss abgemeldet und allenfalls sogar seinen neuen Aufenthaltsort angegeben hatte. Sobald sie mehr wisse, würde sie wieder anrufen, versprach sie zum Schluss.

Um die unvermeidliche Wartezeit zu überbrücken, beschlossen Katrin und Oliver eine kleine Wette zur Frage, ob sich Osterwalder in Weinfeldern

ordnungsgemäss abgemeldet und eine neue Adresse angegeben hätte. Oliver begann: »So blöd wird er doch nicht gewesen sein. Alles, was wir bisher über die Tat wissen, deutet darauf hin, dass sie sorgfältig geplant war. Wir haben den Täter als klug und vorausschauend handelnd kennengelernt. Dazu gehörte sicher auch eine Exit-Strategie, also Überlegungen dazu, wie er, der Täter, nach der Tat unerkannt abtauchen könne. Dazu würde eine ordnungsgemässe Ummeldung auf dem Amt passen wie die Faust aufs Auge. Nein, ich gehe nicht davon aus, dass die Polizei diesen Osterwalder so schnell findet.«

Katrin hielt dagegen: »Doch, ich gehe davon aus, dass die Polizei ihn bald an einem Ort findet, den er selber angegeben hat.«

»Warum um Himmels Willen sollte er das getan haben?«, staunte Oliver ungläubig.

»Ganz einfach, weil er gefunden werden will«, meinte Katrin lakonisch.

»Und wozu sollte das gut sein?«, hakte Oliver nach. »Meinst du, er hat ein so schlechtes Gewissen? «

»Überhaupt nicht«, sagte Katrin, »es geht um ein anderes Motiv. Um eine andere Währung.«

»Was meinst du damit?«

»Ich meine die Währung Aufmerksamkeit. Um diese Währung dreht sich doch heute ein Grossteil des menschlichen Zusammenlebens. Alle, nein nicht alle, aber viele, wollen möglichst viel Aufmerksamkeit von anderen generieren. In all diesen sogenannten Sozialen Medien dreht sich fast alles darum: Seht her, mich gibt es, und ich bin gut, schön, attraktiv.«

»Ich glaube, ich weiss, was du meinst«, gestand Oliver. »Du denkst also, dieser Osterwalder habe mit seiner Tat vor allem Aufmerksamkeit wecken wollen, und dazu müsse er gefasst werden.«

»Ob das sein hauptsächliches Motiv war, wage ich zu bezweifeln«, entgegnete Katrin, »dazu hat er zu viel Hass auf Nicoletta entwickelt. Aber ein zusätzliches Motiv sehe ich durchaus. Und ja, du hast recht, um die Gier nach Aufmerksamkeit zu befriedigen, muss seine Person ja erst mal bekannt sein. Das wiederum geht nur, wenn er nicht untertaucht, sondern sich gleichsam stellt. Das wird er nicht im Wortsinne machen, dazu ist er zu stolz, aber ich gehe davon aus, dass er zumindest nichts unternommen hat,

um seine Festnahme zu verhindern. Deshalb würde ich, obwohl ich eigentlich nie wette, in diesem Fall darauf setzen, dass wir von der Polizei bald Vollzug gemeldet bekommen werden.«

»Worum wetten wir eigentlich?«, wollte Oliver noch wissen, doch in diesem Moment klingelte bereits Katrins Handy. Maja Bachofner wusste zu berichten, dass dieser Kevin Osterwalder sich in Weinfeldern abgemeldet und dabei einen neuen Wohnort angegeben habe. Aus Datenschutzgründen könne sie diesen neuen Wohnort nicht verraten, aber es sei ein kleines Dorf nicht weit weg von Lengwil. Ein Streifenwagen sei bereits unterwegs dorthin, um den vermutlichen Täter abzuholen. Sie würde auch diesmal wieder Vollzug melden, wenn es so weit sei.

Es dauerte eine erstaunlich kurze Zeit, bis dieser versprochene Anruf kam. Die Kommissarin wusste zu berichten, Kevin Osterwalder habe sich widerstandslos festnehmen lassen. Es hätte zudem fast den Eindruck gemacht, er habe schon auf die Polizei gewartet. Aussagen zur Sachlage habe er keine machen wollen und stattdessen auf ein Bekennerschreiben verwiesen, das er den ihn festnehmenden Polizisten in gedruckter Form überreicht habe. Am Anfang dieses Schreibens, so viel wisse sie schon, gestehe er tatsächlich die Tötung von Nicoletta Jung. Danach gebe es ziemlich ausführliche Erläuterungen seiner Motive. Sie müsse diesen Teil erst noch genauer analysieren und werde dann entscheiden, ob sie das vollständige Bekennerschreiben an Katrin und Oliver übermitteln oder nur eine mündliche Zusammenfassung abliefern werde, es gäbe da noch Bedenken. Auf jeden Fall bedanke sie sich schon jetzt sehr für die wertvollen Hinweise der beiden Amateurermittler.

Die beiden rätselten darüber, ob sie als Dank für geleistete Dienste wirklich das ganze Bekennerschreiben bekommen würden, oder ob beamtenrechtliche Bedenken das verhindern würden. Doch bald erwies sich diese Frage als überflüssig. Kevin Osterwalder hatte es nämlich, offenbar kurz vor seiner Verhaftung, in allen möglichen Kanälen selbst veröffentlicht, in den Sozialen Medien ebenso wie in den klassischen, die alle eine Kopie zugesandt bekommen hatten.

Katrin und Oliver gehörten zu den Ersten, die den vollständigen Inhalt des Bekennerschreibens lesen konnten. Kurz, nachdem sie von dessen

Existenz erfahren hatten, rief nämlich der Gemeindepräsident von Lengwil an, um mitzuteilen, er habe als damals Mitverantwortlicher für den Wettbewerbsentscheid auch eine Kopie erhalten und werde diese gleich an Katrin weiterleiten. Als Nicolettas Gefährtin von deren letzten Tagen, und als eifrig um die Aufklärung des Mordes Bemühte habe sie ein Recht darauf, die ganze Wahrheit zu erfahren. Finde er jedenfalls.

Katrin bedankte sich im Voraus herzlich dafür. Bald darauf konnten die beiden das Bekennerschreiben lesen:

Hiermit gestehe ich, Kevin Osterwalder, Jahrgang 1986, die sogenannte Aktionskünstlerin Nicoletta Jung aus Österreich getötet zu haben. Ich habe ihren Computer gehackt, was dank meiner überragenden Fähigkeiten auch auf diesem Gebiet für mich ein Kinderspiel war, und habe so erfahren, dass sie in der Tatnacht den Kirchturm von Oberhofen besteigen wollte, um sich Lengwil by night von oben anzuschauen und damit Inspirationen für ihr fragwürdiges Projekt «Endspiel in Lengwil» zu holen, was sie meiner bescheidenen Meinung nach auch dringend nötig hatte.

Ich bin vor ihr auf den Turm gestiegen (einen Abdruck des Schlüssels hatte ich mir rechtzeitig besorgt) und habe ihr dort, gut versteckt, abgepasst. Dabei hatte ich Glück, sie kam ohne ihre neue Begleiterin, von der ich ja wusste, zur Kirche. Wäre diese dabei gewesen, hätte ich mir einen neuen Plan einfallen lassen müssen.

Eigentlich wollte ich sie nur zur Rede stellen und sie davon überzeugen, ihr eigenes Projekt zugunsten von meinem zurückzuziehen, doch als sie mir frech kam und mein geniales Projekt in den Schmutz zog, bin ich wütend geworden und habe sie gegen diese Holzbretter geschubst. Offenbar war meine Wut doch grösser, als ich gedacht hatte, und so fiel der Schubser sehr kräftig aus. Die vielleicht schon etwas morschen Bretter jedenfalls hielten dieser Kraft nicht stand und zersplittern, wodurch die fragliche Person aus dem Kirchturm auf den Boden fiel, was sie, wie bekannt, nicht überlebte.

Man könnte diese Tat als Tötung im Affekt bezeichnen, doch dieses Wort wird meinen wahren Motiven nicht gerecht. Ich habe die Tat nämlich begangen, um die Ehre zu retten, meine persönliche Ehre und eine grössere.

Zur Erklärung muss man wissen, dass es vor etlichen Monaten einen künstlerischen Wettbewerb gab, in dem die Gemeinde Lengwil ein Projekt

finden wollte, welches einen künstlerischen Beitrag zur gedeihlichen künftigen Entwicklung der Gemeinde leisten sollte. Ich habe ein geniales Projekt eingereicht und bin trotzdem nur auf den zweiten Platz gekommen. Die angeblich unabhängige Jury, in der aber vermutlich der ganze Gemeinderat von Lengwil sicher aber der Gemeindepräsident, hinter den Kulissen die Fäden zogen, hat mir eine sogenannte Aktionskünstlerin aus dem Ausland vor die Nase gesetzt.

Das war nicht nur eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, sondern auch eine heimtückische Attacke auf jene gesellschaftliche Elite, die den Laden nun mal am Laufen hält, also auf uns weissen Männer. Ich war nie ein besonders politischer Mensch, aber das, was dieser leider mit fiesen Mitteln «abgewählte» Trump in den USA verkündete, hat mir Eindruck gemacht. Wie er, bin ich überzeugt davon, dass es zum gesellschaftlichen Chaos führen muss, wenn die weissen Männer nicht mehr das Sagen haben, wenn plötzlich auch Frauen, Andersfarbige oder solche mit einer fremden Religion mitreden wollen. Angriffe auf die Ehre des Weissen Mannes sind deshalb im Keim zu ersticken.

Dass eine Frau diesen Wettbewerb gewann, war deshalb ein Skandal. Und es kam ja noch etwas hinzu: Sie war auch noch eine Ausländerin. Statt dass, um wiederum Trump zu folgen, die Zuständigen nach dem Motto «Switzerland first!» gehandelt hätten, stopften sie Geld und Ehre einer Ausländerin ins Maul. Wo blieb da die vielbeschworene eidgenössische Solidarität?

Statt einheimisches Schaffen zu unterstützen, hat man mich in den Konkurs getrieben. Und mir das Stigma angehängt, ich sei ein schlechterer Künstler als diese Hergelaufene. Was ich als Angriff auf meine persönliche Ehre empfand und immer noch empfinde.

Wie gut ich als Aktionskünstler bin, habe ich in den Tagen nach dem Unfall bewiesen (ich bezeichne es als Unfall, weil ich sie ja eigentlich gar nicht töten wollte, sondern nur erschrecken und zum Umdenken zwingen, aber es geschah halt dann einfach). Ich habe es geschafft, die Polizei insgesamt fünfmal auf eine falsche Fährte zu schicken. Gut, sie kam schnell darauf, dass es sich jeweils nicht um ein echtes Motiv handeln konnte, aber sie glaubte bis fast zum Schluss, sie hätte es mit ganz unterschiedlichen Trittbrettfahrern zu tun. Einer wollte aus Hass auf die geplante 5G-Antenne von Illighausen gehandelt haben, einer aus fundamentaler Opposition dagegen, dass in der

Kirche von Oberhofen auch die Katholiken ihre Gottesdienste feiern dürfen, einer, weil er immer noch todunglücklich über die Gemeindefusion von vor über 20 Jahren ist, und noch einer, weil er das Wappen der neuen Gemeinde Lengwil für eine unerträgliche Beleidigung des Auges hält. Und zum Schluss habe ich es noch geschafft, den Ermittlern zu suggerieren, hinter dem Mord stecke eine genau zweihundertjährige einheimische Hexengeschichte.

Wer mehr über die Feinheiten dieser genialen Kunstaktion erfahren will, findet Kopien aller in diesem Zusammenhang eingesetzten Schreiben im Anhang. Doch auch wenn die Welt diese Details nicht erfahren sollte, dürfte ihr doch klar geworden sein, dass meine Idee mit den fingierten Trittbrettfahren künstlerisch so wertvoll ist wie deren Ausführung durch mich.

Damit ist meine persönliche künstlerische Ehre wiederhergestellt. Und ich habe bewiesen, dass nur weisse, einheimische Männer grosse Kunst schaffen können. Meine Tat bereue ich nicht, sie hatte ehrenwerte Motive. Dafür erwarte ich, dass mir bei meinem wohl unvermeidlichen Gefängnisaufenthalt jene Sonderbehandlung zuteilwird, die ich als herausragender Künstler selbstverständlich verdiene.

Damit endete das Bekennerschreiben. »Puh! Was für ein widerliches, aufgeblasenes Arschloch!«, kommentierte Katrin.

»Für eine Schweizerin wählst du ganz schön klare Worte«, staunte Oliver.

»Ist doch wahr!«, fuhr Katrin fort. »Ich entwickle manchmal einen richtigen Hass auf solche Männer, die in Wirklichkeit kleine Würstchen sind, sich aber als die Grössten fühlen und deshalb glauben, sie könnten sich alle Rechte herausnehmen, vor allem gegenüber Frauen.«

»Mir gehen solche Typen genauso auf den Wecker«, meinte Oliver, »auch wenn ich natürlich nicht so sehr von ihnen betroffen bin wie ihr Frauen. Darum stelle ich mich ihnen vermutlich auch nicht so sehr in den Weg, wie ich vielleicht sollte, sondern weiche ihnen lieber aus. Jedenfalls bin ich froh, dass dieses Exemplar dieser Gattung jetzt hinter Schloss und Riegel sitzt. Und das hoffentlich für lange Zeit.«

Katrins Empörung war etwas abgeflaut, weshalb sie hinzufügen konnte: »Und was eine verdiente Sonderbehandlung im Gefängnis ist, werden ihm seine Mithäftlinge sicher bald beibringen.«

»Höre ich da so etwas wie Rachegefühle heraus?«, fragte Oliver.

»Vermutlich ja«, gab Katrin zu. »Ich glaube, niemand ist von solchen primitiven Gemütsregungen ganz verschont. Es kommt ja auch nur darauf an, wie man mit ihnen umgeht, und ob man sie in den Griff bekommt. Aber ja, natürlich wünsche ich diesem Kerl nichts Gutes. Er hat immerhin eine Frau umgebracht, die ich in der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft zu schätzen, zu respektieren, ja sogar ein bisschen zu lieben gelernt habe. Das werde ich ihm sicher nicht so schnell verzeihen können.«

»Kann ich alles gut nachvollziehen«, meinte Oliver. »Aber apropos Nicoletta: Weisst du, was jetzt mit ihrem Projekt geschieht?«

»Das ist wohl auch gestorben«, meinte Katrin. »Es war so sehr ihr Werk, dass niemand sonst es in ihrem Sinne realisieren könnte. Und das zweitplatzierte Projekt wird wohl kaum zum Zuge kommen, auch wenn ich mir vorstellen kann, dass dieser Osterwalder genau das für selbstverständlich hält. Ich selbst werde mir überlegen, ob ich eine Form finde, in der ich Nicolettas Absichten und Projekte würdigen kann, einen Artikel oder so. Aber das hat noch Zeit.«

Oliver nahm das zur Kenntnis und schaute aus dem Fenster. Dann sagte er: Jetzt muss ich morgen abreisen und vermisse schon jetzt den weiten Blick über den Bodensee. Und im Moment sieht man leider gar nichts davon, ist alles unter einem grauen Schleier verborgen. Hast du nicht wenigstens ein Bild davon?«

»Doch, habe ich«, sagte Katrin und zauberte es auf den Bildschirm:



Seeblick vom Bahnhof Lengwil aus

»Mir gefällt dieses Bild«, erläuterte sie, weil der Schutthaufen im Vordergrund ein schönes Symbol dafür ist, dass sich Lengwil entwickelt, dass aus alt immer wieder neu wird.«

»Wie war nochmal der Slogan von Lengwil?«, fragte Oliver sich selbst. »Ah ja, «Lengwil – verwurzelt und umsichtig in die Zukunft». Dazu passt dieses Bild tatsächlich sehr schön.«

Katrin hatte dem nichts hinzuzufügen.

Sehenswürdigkeit zum Abschied

»Sag mal«, erkundigte sich Oliver, bevor sie an diesem letzten Abend zu Bett gingen, »gibt es in Lengwil eigentlich auch eine Sehenswürdigkeit? Etwas, das ich noch nicht gesehen habe?«

»Ich weiss, was du meinst«, antwortete Katrin, »etwas, worauf in einem Reiseführer hingewiesen wird. Nun, da fällt mir schon etwas ein, auch wenn es nicht unbedingt in diese Kategorie gehört. Aber sehenswert ist das Ding schon, vor allem, weil es einen erstaunlichen Kontrast zu dieser doch immer noch sehr ländlichen Gemeinde bildet.«

»Aha, was ist es denn?«, wollte Oliver wissen.

»Das bleibt vorderhand eine Überraschung. Aber wir könnten morgen auf dem Weg zum Bahnhof dabei vorbei spazieren.«

»Ich höre nur spazieren und fürchte, es geht um Wandern«, seufzte Oliver. »Wie weit wäre denn diese Spazierringang?«

»Überschaubar«, gab Katrin Auskunft. »Vom Hof-Tschannen bis zum Bahnhof Lengwil sind es 2,5 Kilometer. Wir wandern nach Dettighofen, dann siehst du diesen Ortsteil auch mal noch. Von dort ist der kleine Abstecher zur Sehenswürdigkeit hin und zurück vielleicht noch einmal ein halber Kilometer. Das schaffen wir spielend in einer Stunde, selbst mit deinem Reisegepäck auf dem Rücken. Ich selber lasse mein Gepäck vorläufig hier und hole es dann, wenn dein Zug abgefahren ist. Und noch als kleines Zückerchen: Morgen soll das Wetter wieder wärmer und schöner werden.«

»Gut«, willigte Oliver ein. »Klingt gar nicht so schlimm. Und wenn ich ehrlich bin, gehe ich in der Stadt ja auch längere Strecken zu Fuss. Es kommt mir nur weniger lang vor als hier, vermutlich einfach, weil der Blick hier weiter ist. Und die frische Luft wird mir guttun, bevor ich wieder in die Stadt zurückkehre.«

So zogen sie denn am nächsten Morgen rechtzeitig los. Nachdem sie eine Weile schweigend unterwegs waren, kam Oliver noch einmal auf den Fall zurück, zu dessen Lösung sie entscheidend beigetragen hatten, und fragte: »Wie ist Nicoletta eigentlich auf diesen Projektnamen «Endspiel in Lengwil» gekommen? So, wie du sie mir geschildert hast, passte das doch eigentlich gar nicht zu ihr. Es klingt so abschliessend, während sie eher die Dynamik

einer Entwicklung im Auge hatte. Hast du mit ihr mal darüber gesprochen? Und wie würdest du diese Frage beantworten, falls du, wie du überlegst, einen Artikel über sie und ihr Projekt schreiben tätest?»

»Dass sie das sicher nicht wörtlich gemeint hat, sondern eher ironisch«.

»Wie meinst du das?«

»Nun, sie hat davon gesprochen, dass die meisten Endspiele nur vermeintlich ein echtes Ende darstellen, weil in der Regel danach gleich wieder ein nächstes Spiel kommt. Was sie ironisch als Endspiel bezeichnete, war für sie in Wirklichkeit also ein Zwischenspiel.«

»Das verstehe ich noch nicht ganz.«

»Sie hat zur Erläuterung etwas von Fussball, aber da ich mich da nicht auskenne, habe ich es leider schon wieder vergessen.«

»Oh, jetzt kann ich mir etwas vorstellen«, strahlte Oliver. »Es gibt im Fussball tatsächlich viele sogenannte Endspiele, sei es in einem Turnier, einem Pokalwettbewerb oder auch als entscheidendes Spiel in einer Meisterschaft. Doch kaum ist ein solches Endspiel vorbei, geht es schon weiter, zum Beispiel mit Qualifikationsspielen für ein nächstes Turnier. Im Fussball gilt deshalb die alte Regel: Nach dem Spiel ist vor dem Spiel. Insofern ist jedes Endspiel in der Tat immer auch nur ein Zwischenspiel.«

»Was heisst hier «nur»?«, wandte Katrin ein. »Das ist doch schön. Es ist die Botschaft, dass das Leben weitergeht, dass die Zeit nie in einem fixen Punkt erstarrt, sondern weiter fliesst. Nach einem Endspiel können wir das Resultat nicht mehr korrigieren, nach einem Zwischenspiel dagegen schon, wenn wir es im nächsten Spiel noch besser machen.«

»Das klingt einleuchtend«, meinte Oliver. »Das gilt für einzelne Menschen ebenso wie für eine Gemeinde. Und es ist ein schönes Symbol für Lengwil, das sich ja weiterentwickeln will und kann.«

»Genau so hat das Nicoletta auch gesehen und deshalb den Titel ihres Projekts gewählt, mit einem Augenzwinkern.«

Diese Frau hätte ich ja nun wirklich gerne kennengelernt. Ich finde es traurig, dass das nun nicht mehr geht, wegen der Untat eines Halbverrückten. Aber ich werde sie wie du in guter Erinnerung behalten.«

»Das tun wir«, sagte Katrin entschieden. »Doch, wie wir gerade wieder einmal herausgefunden haben: Das Leben geht weiter. Und sei es nur in

Form einer kleinen Überraschung in Sachen Lengwiler Sehenswürdigkeiten. Da vorne müssen wir rechts abbiegen, und dann sind wir gleich dort.«

Sie bogen in die schmale Liebburgstrasse ein und erreichten bald eine Stelle, in der die Strasse von einer dichten Heckenkette abgegrenzt wurde, die deutlich höher als der ziemlich lange Oliver wuchs. Die Hecke war sorgfältig getrimmt und so blickdicht, dass sie ihren Zweck erfüllte, nämlich den Blick auf das dahinter liegende Gelände zu versperren.

Sie gingen der Hecke entlang, bis diese eine breite Lücke aufwies. Statt ihrer versperrte nun ein breites Gittertor den Weg, liess jedoch den Blick frei schweifen. Katrin machte mit ihrem Arm eine dramatische Geste und sagte: »Voila, die Liebburg!«



Auffahrt zur Liebburg

»Ein so feudales Gebäude hätte ich in der Landgemeinde Lengwil tatsächlich nicht erwartet«, staunte Oliver. »Das ist wirklich ein Kontrast, und insofern, da hast du recht, eine echte Sehenswürdigkeit. Können wir dieses Schloss denn besichtigen?«

»Leider nein«, sagte Katrin bedauernd, » es handelt sich um einen Privatbesitz. Hier auf der Tafel kannst du die wechselhafte Geschichte von Schloss Liebburg lesen.«

»Das sieht aber nach ziemlich mühsamer Lektüre aus«, wandte Oliver ein. »Du kannst mir doch sicher eine Zusammenfassung erzählen. Würdest du mir diesen Liebesdienst noch erweisen?«

»Fauler Kerl«, schimpfte Katrin, obwohl sie es ja eigentlich liebte, ihre Umwelt mit ihrem Wissen zu beglücken. »Aber wenn du möchtest... Auswendig weiss ich das zwar alles auch nicht, aber ich weiss, dass es einen Wikipedia-Eintrag dazu gibt. Schauen wir doch einfach mal nach.« Sie tat das und wusste dann zu vermelden: »Das heutige Schloss wurde erbaut in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Es wurde errichtet, nachdem angeblich ein Erdbeben die 250 Meter entfernte Liebburg unbewohnbar gemacht haben soll. Die alte Burg soll aus dem Frühmittelalter stammen und war nacheinander im Besitz verschiedener Adelsgeschlechter. Es wimmelt in dieser Liste nur so von Bischöfen und Junkern.«

»Interessant«, kommentierte Oliver, ohne ganz überzeugt zu klingen. »Sonst noch was?«

»Hier steht«, fuhr Katrin fort, » das Schloss habe erst 1899 durch Umbauten seine heutige Form erhalten, zu der ein Stufengiebel und ein Walmdach gehören, samt Giebelreiter mit Uhr. Aber hier, das ist noch interessanter: Im 20. Jahrhundert wechselte Schloss Liebburg 18 mal den Besitzer, ehe es 1970 von den heutigen Eigentümern und Bewohnern gekauft wurde.«

»Und wer ist das?«

»Eine Familie Kolb. Warte, hier gibt es sogar ein Interview mit Frau Kolb. Stammt allerdings schon aus dem Jahr 2010.«

»Lies trotzdem vor«, bat Oliver.

»Es ist ihr vor allem wichtig festzuhalten, dass sie und ihr Mann längst nicht mehr feudal leben würden. Eine Dienerschaft gibt es nicht, und sie kocht selber und kauft selber ein. Ein Paradies sei ein solches Gebäude nicht, weil oft kalt und feucht, und es brauche ständige Renovierungen. Ruhe und Freiheit bedeute ihnen die Liebburg, sagt die ursprünglich aus Ostpreussen stammende Schlossherrin.«

»Und da leben die beiden ganz allein?«, wunderte sich Oliver. Also mir wäre das viel zu gross, auch wenn ich mit dir hier leben würde.«

»Selbst dann würden wir, wenn wir immer zusammenleben müssten, uns bald auf den Wecker gehen, auch wenn der Name «Liebburg» natürlich ein gutes Omen wäre«, schmunzelte Katrin. »Und nein, hier steht in einer Bildunterschrift noch, dass neben dem Ehepaar Kolb noch vier weitere Parteien im Schloss leben würden. Aber mir wäre das tatsächlich zu feudal. Da bin ich doch lieber zufrieden, mit dem, was ich habe.«

»Gilt das auch für mich?«, fragte Oliver neckisch.

»Na ja, zur Not schon«, gab Katrin im selben Tonfall zurück. Um dann ernster fortzufahren: »Unsere Beziehung auf Distanz passt einfach, jedenfalls derzeit. Ich werde dich zwar sehr vermissen, wenn du gleich weg bist, aber gleichzeitig freue ich mich schon auf unsere nächste Begegnung.«

»Das geht mir genauso«, gestand Oliver, »aber ich hoffe, dieses nächste Zusammenkommen ist für einmal möglich ohne kriminalistische Begleiterscheinungen. Sobald das wieder geht, möchte ich mit dir irgendwohin in den Süden fahren, wo wir niemanden kennen und keinen Kriminalfall lösen müssen. Einfach nur du und ich.«

»So etwas wie Griechenland?«, wollte Katrin wissen.

»Warum nicht?«, meinte Oliver. »Aber es bleibt uns ja ohnehin nichts übrig, als abzuwarten, wie sich die Reisemöglichkeiten entwickeln. Jedenfalls bin ich sehr froh, dass unsere Tage in Lengwil kein Endspiel waren, sondern ein, durchaus reizvolles, Zwischenspiel.«

»Gut, dann taufen wir unsere Erinnerungen daran als «Zwischenspiel in Lengwil». Klingt irgendwie gut. Aber jetzt sollten wir los, wenn du deinen Zug erreichen willst.«

An der Station Lengwil drückten sie den Knopf, der den Zug zum Anhalten aufforderte. Das wirkte. Nach einem innigen Kuss bestieg Oliver den Zug. Katrin winkte ihm noch lange nach, auch nachdem der Zug bereits eine ganze Weile hinter der nächsten Kurve verschwunden war.

E N D E

Über den Autor



Dr. Andreas Giger, Jahrgang 1951, lebt und arbeitet als freier und unabhängiger Zukunfts-Philosoph, Autor und Photograph im schweizerischen Appenzellerland.

Studium der Sozialwissenschaften, freie Tätigkeit als „Allzweck-Intellektueller“.

Seit Mitte der Neunziger Jahre Konzentration auf Werte- und Bewusstseinswandel. Mit Hilfe innovativer Sozialforschung Schaffung von Wissen über Lebensqualität und Reife.

Seit 2011 hat Giger über 30 Marken-Krimis für Unternehmen und Gemeinden geschrieben.

www.gigerheimat.ch

www.appenzellerkrimi.ch

Klappentext (Rückseite Cover):

Die Aktionskünstlerin Nicoletta Jung liegt zerschmettert am Fuss des Kirchturms von Oberhofen. War es ein Suizid, ein Unfalls oder doch Mord? Die Gemeindephilosophin Katrin Neuer hat mit Nicoletta Jung deren letzten Tage verbracht und viel über deren geplante Aktion «Endspiel in Lengwil» gesprochen, die zu einem künstlerischen Meilenstein beim Aufbruch von Lengwil in die Zukunft werden sollte. Katrin Neuer ist eine begabte Amateurermittlerin in Kriminalfällen und beschliesst, den vermuteten Mord an ihrer neu gewonnenen Freundin aufzuklären.

Sie bittet ihren Freund Oliver Vonlanthen, einen deutschen Stadtsoziologen, mit dem sie gemeinsam einige ihrer Fälle geklärt hat, um Unterstützung. Die beiden werden auf verschiedene falsche Fährten gelockt, ehe sie schliesslich die entscheidenden Hinweise finden, die zur Festnahme des Mörders führen.

Die beiden erfahren bei ihren Recherchen viel über Lengwil und lernen Geschichte und Eigenheiten von Land und Leuten kennen.

«Endspiel in Lengwil» wird so zu einer spannenden, vergnüglichen und informativen Kriminalgeschichte mit realem, lokalen Hintergrund.